Das Nationaldenkmal

auf dem

Niederwald.

Eine Erzählung

für die deutsche Jugend und das Volk

von

Ottokar Schupp.

Wiesbaden.
Julius Niedner.

E. A. de Stuhly.

Das Nationaldenkmal

auf dem

Niederwald.

Eine Erzählung

für die deutsche Jugend und das Volk

von

Ottokar Schupp.

Mit vier Abbildungen.

Wiesbaden.
Julius Niedner, Verlagshandlung.
1886.

Philadelphia
bei Schäfer & Koradi.

Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst Anstalt in Nürnberg.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

1.

Im Vorderhause.

In Schmalzhausen hießen die Bauern „Schmalzbauern“. Das war kein Spott, sondern Ernst. Denn sie saßen im Fett, wie die Griebe im Schmalz. Sie hatten die fettesten Äcker, die fettesten Ochsen und die fettesten Schweine und persönlich die fettesten Backen und fettesten Buckel. Die Thüren mußten schon ziemlich hoch und breit sein, wo die stattlichen Gestalten der Schmalzbauern aus- und eingingen. Die Wirte und Kaufleute rissen auch vor ihnen die Thüren sperrangelweit auf und titulierten sie „Herren“. Sie hätten dieselben, wenn es verlangt wurde, selbst mit „Ihro Gnaden“ angeredet — was lag ihnen daran? An den Schmalzbauern war etwas zu rupfen und sie ließen sich rupfen, sobald ihnen die richtige Ehre angethan wurde. Sie hatten es ja. Ihre Äcker trugen es.

Wenn in der Kirche der Pfarrer das Gleichnis vom Säemann vorlas und es hieß: „Etliches fiel auf ein gut Land und trug Frucht, etliches hundertfältig, etliches sechzigfältig, etliches dreißigfältig“, dann lächelten die Schmalzbauern still und selbstgefällig und meinten: „Wenn wir gut düngen, trägt unseres mehr“.

Wie es freilich mit ihrem Herzensacker bestellt war, ob derselbe sich auch so fruchtbar zeigte, das stand in einem

anderen Teile des Kapitels, das werden wir später erfahren. Vorerst müssen wir noch von den wirklichen Äckern und dem wirklichen Weizen reden, nach welchem, wenn er so golden zur Sommerszeit im Thale wogte, die ganze Landschaft der „goldene Grund" genannt wurde.

Der ganze Grund war wohlhabend, allein die Reichsten waren doch die zehn Schmalzbauern in Schmalzhausen. Ihre geräumigen mit grauen, hohen Mauern umgebenen Hofraiten, die durch große rotangestrichene Thore, über denen ein kleines Dach thronte, sich abschlossen, ragten aus den übrigen Dorfhäusern so prahlend hervor, wie ebenso viele stolze Truthähne unter gemeinem Hühnervolk.

Das unstreitig schönste und stolzeste unter diesen Häusern gehörte dem selbst stolzen Johann Adam Holz, wie denn derselbe auch der größte, der breiteste, der reichste und angesehenste unter den Schmalzbauern war. Die Schmalzbauern heirateten nur untereinander und waren stets zusammen verwandt, aber einer der „Holze" selbst zu sein, war das Höchste. Größeres gab es nicht in der Welt.

Seiner gewichtigen Stellung konnte aber auch keiner einen besseren Ausdruck verleihen, als eben unser Johann Adam Holz. Jeder seiner breitspurigen Schritte, jedes kurze Nicken seines Kopfes, jede gemessene Silbe seiner wenigen Worte sagte: „Hier siehst Du den Reichsten unter den reichen Schmalzbauern. Ziehe den Hut ab und beuge Dich! Du bist doch nur ein Lump, ein armer Teufel gegen ihn".

Sonntags war sein Haupttriumphtag, wenn er seinen Kirchgang hielt und rings die Bäuerlein seinen Ruhm flüsterten und ehrerbietig grüßten, da er durch sie hinschritt oder wenn man auf dem Heimweg (Schmalzhausen war ein eingepfarrtes Dorf und fast eine Stunde von dem

Kirchdorfe entfernt) seine Äcker und seinen Weizen betrachtete und lobte.

Er nickte nur zu allem. Die Ehrerbietung und das Lob waren ja selbstverständlich. Er strich es ein wie ein Gläubiger die schon lange rückständigen Zinsen. Aber auch den Äckern nickte er zu, als wollte er sagen: „Recht so Bursche, daß Ihr euch artet! Es kann ja aber auch nicht anders sein, da Ihr dem Johann Adam Holz zugehört".

Ebenso blieb er lange wohlgefällig lächelnd vor seiner Hofraite stehen. Sie war doch die größte und bedeutendste, die es weit und breit gab. Er nickte stolz mit einem verächtlichen Seitenblick nach rechts und links und besuchte nun die einzelnen Ställe, indem er vergnüglich jedem einzelnen Rind und jedem Pferde auf den breiten glänzenden Rücken schlug. Dann erst, als er seine stolze Freude an seinem Besitztum voll ausgekostet hatte, zog er den schweren Kirchenrock aus, der ihm heute heiß genug gemacht hatte.

Man stand im Anfang Juni. Das Korn war in voller Blüte und auch mit dem Weizen konnte es nicht mehr lange währen, daß er zu blühen begann. Aber in dem Zimmer war es kühl, zumal in der Ecke, wo der reiche Schmalzbauer in Hemdsärmeln am offenen Fenster saß und behaglich aus seiner kurzen Tabakspfeife schmauchend auf das Mittagsessen wartete, während er auf die Bienen horchte, die heute mächtiger summten, als wenn sie bereits zum Schwärmen blasen wollten und auf einen Distelfink, der droben im Gipfel eines weitästigen Birnbaumes seine trillernde Weise anhub.

Sonntags gab es Braten und Wein beim Tische. Der reiche Johann Adam Holz konnte sich erlauben, was

bei anderen Bäuerlein die reine Verschwendung gewesen wäre.

Der Tisch war gedeckt. Die dampfende Suppenschüssel stand bereit. Nun kamen bedächtig Knechte und Mägde und die übrigen Hausgenossen herein und nahm jedes seinen ihm angewiesenen Platz ein.

Obenan saß selbstverständlich der Hausherr, zu seiner Rechten aber das „Hanpeterchen", sein ungefähr fünfzehnjähriger Sohn und Erbe und neben diesem „Schön-Annelieschen", die neunzehnjährige hübsche Tochter des Bauern. Eine Frau hatte Johann Adam Holz schon seit Jahren nicht mehr. Ihre Stelle vertrat die sogenannte „Wäs", deren Stuhl zur Linken aber noch leer stand, da dieselbe mit einer Magd das Auftragen des Essens besorgte. Direkt unter ihr saß ihr Sohn, ein schwarzäugiger, schwarzbärtiger Geselle, der lange in der Welt, zuletzt in Paris gewesen war, von wo man ihn im Jahre 1870 als Deutschen ausgewiesen hatte.

Als die „Wäs" endlich Platz genommen hatte und der Bauer das Essen wie gewöhnlich mit einem „Gesegnete Mahlzeit!" beginnen wollte, stand plötzlich das „Hanpeterchen" auf und meinte, die Hände faltend, indem er mit einem ungewissen Blick seinen Vater ansah: „Sollen wir nicht beten, Vater? Ich kann noch das Gebet, was ich von der Mutter gelernt habe und ebenso ein Schulgebet. Heute morgen aber in der Kirche hat der Pfarrer gepredigt, man solle bei dem Essen das Beten nicht vergessen. Drüben in „Schmidtlipsens" wird auch beim Mittagessen gebetet".

Der Bauer blickte anfangs sein Söhnchen verwundert an, dann wurde er rot vor Zorn im Gesicht.

„Setze Dich, Peter!" sagte er, „Du hast keine neuen

Ordnungen einzuführen. Am allerwenigsten brauchen wir etwas von dem Schmidtlips zu lernen. Wenn solch ein „hergelaufener" Lump den „Herrgott" überall nötig hat, kann ich es wohl begreifen, aber wir brauchen nicht zu beten. Wir sind reich genug."

„Da haben Sie recht, Herr Holz", sagte die „Wäs", welche das ständige Echo des Bauern bildete. „Weiß Gott im Himmel, Sie haben Vermögen genug. Wer solche Weizenäcker hat und solches Vieh, der kann einmal eine Zeitlang zusehen und das Beten einstellen. Sie haben recht, Herr Holz, ganz recht. Mag das Lumpenpack unserem Herrgott beschwerlich fallen. Sie müssen eben. Wozu aber sind denn die Reichen reich, wenn sie auch noch beten wollen?"

Der schwarzbärtige Sohn lachte höhnisch auf über die große Weisheit seiner Mutter, welche dieselbe in ihrer Sucht, dem stolzen Bauern zu schmeicheln, mit vielem Nachdruck aussprach. „Kostbar!" rief er, sein Schnurrbärtchen drehend.

Er war allein von allen Tischgenossen städtisch gekleidet. Auf das Land kam er ja nur Sonntags als ständig an diesem Tage eingeladener Mittagsgast des reichen Schmalzbauern — seiner Mutter wegen. Werktags arbeitete er in der Stadt.

„Kostbar!" wiederholte er, indem sein sonst hübsches Gesicht eine gewisse hinterlistige Tücke zeigte. „Das nenne ich eine freisinnige Debatte über das Gebet. Sie haben übrigens recht, Herr Holz. Das Beten ist wirklich eine Thorheit, aber nicht blos, wie Sie meinen, für die Reichen, sondern überhaupt für jedermann, auch für den Schmidtlips. Hat jemals das Gebet den Lauf der Welt geändert? Ist nicht alles im Voraus bestimmt? Muß

nicht jeder sein Schicksal erfüllen, soviel er sich auch wehrt? Die Gescheiten beten deswegen schon lange nicht mehr.

Drüben in Frankreich haben sie deswegen schon einmal den Gottesdienst ganz abgeschafft und den Kirchen die Türme abgenommen."

„Was gehen uns die gottverlassenen Franzosen und ihr Treiben an?" sagte Annelies, deren blaue Augen in hellem Zorne leuchteten. „Von ihnen ist noch nichts Gutes zu uns herübergekommen und wird auch nichts Gutes kommen."

„Aber Vater", wendete sie sich an diesen, während ihre Augen sich mit schmerzenden Thränen füllten, „eine Schande ist es, daß man einem Kinde das Beten verbieten will und daß man in unserem Hause, am Tische vor allem Gesinde solche unchristliche Gespräche führt. Ach Gott, wenn das unsere fromme Mutter erlebt hätte!"

Sie schluchzte laut.

Der stolze Bauer zeigte eine gewisse unentschiedene Verlegenheit. Die Worte und die Thränen der Tochter hatten getroffen. Allein er wollte es sich nicht merken lassen. Und so schien es einen Augenblick, als wollte er durch einen Wutausbruch seine schwankende Autorität wiederherstellen. Doch die Erinnerung an seine Frau und sein erwachtes Gewissen zwangen ihn zu einer Art diplomatischem Rückzug.

„Ich glaube", sagte er, „das Gänschen, Tochter, hat nicht nötig, die Ehre meines Hauses zu wahren. Das bringe ich noch so ziemlich allein fertig."

„Wenn ich den Schmidtlipsischen Firlefanz nicht haben will, so ist damit nicht gesagt, daß ich das Beten verbieten wollte. Ich ginge ja sonst nicht selbst in die Kirche. Es ist auch damit nicht gesagt, daß ich den

französischen Unsinn mitmachen will. Ich gebe den Sonntag so wenig her wie meinen Kirchenrock und reiße auch den Kirchturm nicht herunter, den wir mit unserem eigenen Gelde gebaut haben."

Das dunkele Gesicht des früheren Parisers wurde noch dunkeler vor Zorn über seine Niederlage, zumal unter dem Gesinde, das ihn nicht leiden konnte, ein höhnisches Gekicher laut wurde. Er warf einen Blick voll Haß und Bosheit auf das schöne Mädchen, das die nächste Ursache zu der Gegenrede des reichen Schmalzbauern gewesen war.

In einem völlig unverfänglichen Tone, obwohl er recht wohl wußte, was er that, warf er die Frage hin: „Wer war der große, stattliche, junge Mann mit dem mächtigen Vollbart und der Jägerkleidung, den ich aus der Kirche kommen sah? Er blieb hier lange vor dem Hause stehen und schaute herüber, aber ich weiß nicht, ob er das Haus betrachtete oder Ihrer Fräulein Tochter nachsah, Herr Holz, für die er sich zu interessieren schien".

Annelies wurde über und über rot vor Verlegenheit. Aber der Schmalzbauer rief in heftigster Erregung: „Das ist gewiß der Hans Werner gewesen. Allein das soll der Lump hübsch bleiben lassen. Derselbe hat weder nach meinem Hause, noch nach meiner Tochter zu schielen. Die sind zu hoch für solches „hergelaufene" Gesindel und besonders für eine solche Bedientenseele, die dem Bettelbaron draußen in dem Sommerhäuschen auf der alten Burgruine den Stiefelwichser macht".

„Aber Vater", sagte Hanpeterchen, der für gewöhnlich schüchtern und unbeholfen war, der jedoch, wenn es galt, für Wahrheit und Recht zu streiten, zu einem Art Helden werden konnte. „Hans Werner ist einer der tapfersten Krieger gewesen in dem ganzen Heere, das unser großer

Kaiser Wilhelm nach Frankreich führte. Er hat das eiserne Kreuz erster Klasse erhalten und man hätte ihn zum Offizier gemacht, wenn er Schulen besucht gehabt hätte. Die alte Försterswitwe Werner aber ist eine feine, gebildete Frau, die mit Lehrers und Pfarrers umgeht. Sie steht im Dorfe im höchsten Ansehen wegen ihrer Wohlthätigkeit und Frömmigkeit. Während des ganzen Krieges hatte sie immer einen zweiten Teller auf dem Tische stehen, worin sie, anstatt ihres Sohnes, einen Armen speiste. Auch der Baron ist ein gar leutseliger, braver Herr, wenn er auch arm ist. Hans Werner aber ist mehr sein Freund, als sein Bedienter.

Doch Vater, ich glaube nicht, daß wir den Wert der Menschen nach ihrem Besitztum beurteilen dürfen. Gott fragt nicht, wie viel Geld hast Du, sondern Gott sieht das Herz an. Der reiche Mann ist in die Hölle gekommen, Lazarus in Abrahams Schoß."

Der schwarze Pariser sah, das Lachen über den Ärger des Bauern verbeißend, voll Verwunderung nach dem kleingebliebenen, bleichen Knaben und murmelte für sich: „Der Bursche hat sonderbare Augen und sonderbare Gedanken im Kopfe, der wird seinem Vater noch zu schaffen machen", laut aber sagte er mit einem höhnischen Grinsen: „Der Schulmeister hier, Herr Holz, muß schlechte Zucht und Ordnung in der Schule gehabt haben, daß die Kinder so wenig Respekt vor ihren Eltern haben".

„So wenig Respekt vor den Eltern haben", echote die „Wäs". Annelieschen aber warf einen Zornblick nach dem ihr gegenüber sitzenden falschen Menschen: „Sie brauchen noch Öl in das Feuer zu gießen, Sie — Sie —"

„Nun, sagen Sie es nur gerade heraus, was Sie meinen — was ich aus Ihren Zügen lese — Sie —

„Teufel!"" lachte der Schwarze, sich die Hände reibend, als wenn ihm ein besonderes Kompliment damit gemacht worden wäre.

Der tief gekränkte Schmalzbauer aber begann die Äußerung seiner Wut damit, daß er, kirschbraun im Gesicht, auf den Tisch schlug, daß die Teller durcheinander rasselten und Messer und Gabeln auf den Boden hüpften, indem er mit einer wahren Donnerstimme brüllte: „Ich will sehen, wer Herr hier im Hause ist".

Dann streckte er seine gewaltige Faust, die den gebrechlichen Knaben erdrücken zu können schien, nach seinem Kinde aus und knirschte zwischen den Zähnen: „Komme einmal her, Du giftige Kröte, Du Halunke, Du Mißgeburt, der Du zu nichts taugst in dieser Welt, als die Leute zu ärgern. Ich will Dir Deinen Querkopf zurecht stellen und Dich lehren, wie Du Deinem Vater zu antworten hast, Du frecher, schamloser Schlingel Du!"

„Duck' Dich, Peterchen, duck' Dich!" rief ein mitleidiger Knecht.

Aber das Hanpeterchen duckte sich nicht. Er zitterte auch nicht, sondern sah mit seinen mächtigen Augen seinen Vater so groß und fragend an, daß dieser unwillkürlich zögerte, ihn zu greifen.

Diesen Augenblick benutzte Annelies um ihres Vaters Faust zu fassen. „Schlage ihn nicht, Vater! Du machst ihn und Dich unglücklich", bat sie flehentlich. „Er hat ja auch nur die Wahrheit gesagt."

„Was?" rief der gereizte Bauer in neue, höhere Wut ausbrechend. „So sollst Du die Schläge für ihn haben."

Er griff nach ihrem schönen Haare, daß das Mädchen laut aufschrie. „Vater", bat sie, „schlage mich nicht hier vor den Leuten! Ich will ja gerne mich schlagen lassen

für den armen Knaben, aber nur nicht hier, sonst stößt Du mich aus dem Hause."

Doch ihr Vater hörte und sah nichts mehr. Das Blut brauste in seinen Ohren und verdunkelte ihm das Gesicht. Er hätte zugeschlagen, wenn ihm nicht der Knecht, der vorhin gesprochen hatte, in den Arm gefallen wäre.

„Herr, es ist Besuch draußen angefahren!" schrie er dem halb Bewußtlosen in das Ohr. „Kommen Sie doch zu sich."

Man hörte Peitschenknallen und der Schmalzbauer, der sich fassend, einen Blick durch das Fenster warf, sah zwei korpulente, städtisch gekleidete Herren sich von einer Art Jagdwägelchen mühevoll herunter wälzen. „Ach, die Gebrüder Hassel", sagte er. „Sie kommen wegen der Freierei."

Annelies aber hatte die durch die Ankunft der Fremden entstehende Verwirrung benutzt, um ihren Bruder an der Hand zu fassen und aus dem Zimmer zu entfliehen.

2.

In der Altenwohnung.

Auf der Südseite des Holzschen Hauses lag mit diesem fast eins ein niedriger Anbau, der von dem Garten her seinen Eingang hatte. Man stieg dazu einige Trepplinge in die Höhe, kam dann auf eine mit einem Holzgeländer und Vordach versehene Veranda und von da erst in die eigentliche Wohnung. Vorn an den beiden Ecken des Häuschens waren zwei Weinstöcke gepflanzt, die mit ihren Reben-

blättern die ganze Veranda wie mit einem mächtigen Vorhang überschatteten und nur ein Paar Gucklöcher ließen, durch welche man auf Wiesen und Wald und weiterhin auf die Ruinen eines alten Bergschlosses hinblickte.

Dort auf dem sonnigen, warmen Vorplatz des Anbaues, wo die ersten Blumen im Frühjahr sproßten und auf der schattigen Veranda desselben war stets der Spielplatz der Holzschen Kinder gewesen; dort hatten sie am ungestörtesten sich ihrer Freude hingeben können und dorthin hatten sie auch ihr kleines Leid und ihre jugendlichen Verlegenheiten getragen mit der Gewißheit irgendwie Trost und Hilfe zu finden, dort war zumal nach dem Tode ihrer Mutter ihre liebste Heimat.

Dorthin flohen sie auch jetzt. Denn dort in der abgelegenen, stillen vor Stürmen und zu starkem Sonnenschein geschützten Altenwohnung oder Außenthaltswohnung der Holzschen wohnten die lieben, guten Großeltern, die schon lange Gut und Haus ihrem einzigen Sohne überlassen und sich zur Ruhe gesetzt hatten.

Die beiden Alten kümmerten sich nur sehr wenig um die Außenwelt. Sie lebten still vergnügt sich und Gott und ihren Enkeln.

„Wir passen nicht zu den Anderen, wir sind noch von der alten Welt", pflegte das alte Großmütterlein zu sagen, das zwar mit gebücktem Rücken, aber noch sehr lebhaften Bewegungen in ihrer Wohnung herum hantierte.

Ihr Anzug war allerdings so altmodisch, daß er jedenfalls, wenn sie sich öffentlich gezeigt hätte, ein gewisses Aufsehen erregt hätte. Der Großvater trug noch Kniehosen und Schnallenschuhe und ein weites, langes Wams mit thalergroßen Knöpfen und die Großmutter hatte noch ihr viel gefältetes, kurzes Tuchkleid und auf dem

Kopfe eine sonderbar gestaltete Haube, welche sich vorn anderthalb Zoll breit auf dem Scheitel glatt anlegte, aber dann wie ein richtiger Halbmond sich hoch und steif um den Kopf wölbte.

Sie hielten auch noch an alter guter Sitte und frommem Brauch. Einfach, schlicht, gottesfürchtig und arbeitsam war stets ihre Art gewesen. So konnten sie die Gottlosigkeit, die schnöde Gewinnsucht, die egoistische Genußsucht und hohle Prahlerei und Wichtigthuerei der jetzigen Zeit gar nicht begreifen. Auf ihrem Tische lag immer eine Bibel aufgeschlagen und trotzdem, daß die Augen nicht mehr ihren Dienst thun wollten, wurde niemals der Morgen- und Abendsegen vergessen. Ihr Häuschen stand allzeit der Armut offen, soweit dieselben sich durch die bissigen Hunde und die gehässigen Redensarten des Vorderhauses durchkämpfte.

Dabei hatte man Zeit und ein Ohr für die Klagen der Not und des Elendes. Das gebrechliche Mütterchen durfte sich ausweinen, während ihm die Großmutter eine Tasse Kaffee und ein Stück Butterbrot zurecht machte. Der Krüppel durfte seine Schicksale erzählen, während er seine Suppe aß und der Großvater ihm ein Restchen Tabak in die Tasche schob.

Auch mit den alten Knechten und Mägden und Taglöhnern und ihren Nachkommen lebte man im Verkehr und ihr Freud und Leid war neben dem Schicksal ihrer nächsten Verwandten das wichtigste in der Welt. Kein Festtag verging, ohne daß ihnen Geschenke und Überraschungen bereitet wurden und von dem kleinen Häuschen floß noch immer wie in früheren Jahren, wo sie noch selbst wirtschafteten, gar mancher Segensquell in das Dorf.

„Wir passen nicht mehr zu den Anderen, wir stammen

aus der alten Welt", sagte das Großmütterchen. Aber es muß doch eine merkwürdig schöne, gute, alte Welt gewesen sein.

Am meisten zeichneten sich die alten Leute dadurch aus, was allerdings gar nicht zu der Redensart der Großmutter paßte, daß so bejahrt sie auch schon waren, ihr Herz noch immer jung und frisch geblieben war. Dem Herzen nach waren sie dreimal jünger, als ihr Sohn draußen. Sie hatten noch Freude an der Kinder Spiel und konnten mit den Kindern spielen und jubeln. Trotz ihrer alten Art verstanden sie so wohl und gut, wie kaum ein gleichalteriges, wie ein junges Herz fühlt, liebt und leidet.

Die Großmutter konnte noch in gerechte Entrüstung geraten, wie in ihren besten Jahren. Dabei leuchteten ihre hellen Augen und es standen ihr Worte zur Verfügung wie einem Pfarrer. Der alte Mann aber war trotz dem weißen Schnee, der ihm von dem Haupte wallte, noch immer ein halber Schwärmer.

Er hatte als heranwachsender Knabe die nationale Erhebung des deutschen Volkes gegen die Franzosen von 1812 und 1813 miterlebt und in der Schlacht bei Waterloo mitgekämpft und von der hohen Begeisterung und dem Siegesjubel jener großen Zeit war für sein ganzes übriges Leben etwas von einer Art Sonntagsstimmung in seiner Seele zurückgeblieben, das ihm auch der lange Werktag der späteren Jahre nicht ganz zu rauben vermochte.

Als schon überall die Lieder der Befreiungskriege verstummten, sang er sie noch immer mit alter Kraft und erzählte mit demselben Jugendfeuer immer wieder die alten, schon tausendmal erzählten Geschichten der Kämpfe und Helden jener merkwürdigen Tage.

Wo er dabei ein Buch erwischen konnte, was über jene Zeit handelte oder überhaupt über des deutschen Volkes Ursprung und spätere Herrlichkeit unter den deutschen Kaisern, das las er oft sogar während der bäuerlichen Arbeitszeit, vorzüglich aber an den langen Winterabenden. Mitten im Lesen hörte er dann öfters auf und focht mit den Armen und sprach von der künftigen Größe Deutschlands.

Seine Frau sagte dazu: „Du wirst noch ganz verrückt von dem vielen Lesen". Wer es aber verstand, was er sprach und dabei die hohe Greisengestalt mit den großen, leuchtenden, blauen Augen betrachtete, der hätte gesagt: „Das ist kein Verrückter, sondern ein Seher, ein Prophet in der Glut seiner Vaterlandsliebe".

Als darauf das Jahr 1870 herbeikam, war kaum ein anderer im Dorfe, sei er jung oder alt, welcher in gleichem Maße wie er von der Begeisterung ergriffen wurde. Er hatte das Gefühl, als müsse er selbst noch einmal zur Wehr greifen, um den Franzosen zu zeigen die deutsche Art. Die alten Freiheitslieder erklangen mit neuer Kraft. Übrigens ruhte der alte Mann nicht, bis er auch die neuen kannte, zumal die Wacht am Rhein. Er hielt sich eine Zeitung und eine Kriegschronik und schaffte sich eine besondere Kriegskarte an, was alles seiner raschen Ehehälfte eine gar sündhafte Verschwendung dünkte. Allein der greise Patriot erlebte noch einmal alle jene furchtbaren Kämpfe und herrlichen Siege mit und pries mit lauter Stimme das Heer und die Heerführer.

Damals zur Zeit der Freiheitskriege war erst „Frühlingsahnung" sagte er. „Dann ist wieder Winter geworden. Jetzt ist der volle, wirkliche Frühling gekommen. Die alte deutsche Herrlichkeit bricht wieder an. Unsere Hohen-

staufen sind die Hohenzollern. Ich aber kann sprechen wie der greise Simeon: „Herr, nun lässest Du mich in Frieden fahren. Das Sehnen und Hoffen meiner Jugend ist erfüllt. Ich habe Deutschlands Herrlichkeit wieder geschaut".

Als er aber trotz seines Alters stark und gesund blieb und er nun eines Tages hörte, es solle auf einem Rheinberge, auf dem Niederwald, ein großes Nationaldenkmal der deutschen Siege errichtet werden, sagte er: „Jetzt wünschte ich auch noch zu leben bis dieses fertig ist. Bei seiner Einweihung muß ich dabei sein. Gott wird mir es ja wohl gestatten, daß ich noch einmal den Rhein sehe und den Deutschen Kaiser, den ich noch nicht gesehen habe".

So waren die beiden Großeltern, zu denen die Kinder des Hauses in ihrem Herzeleid vor ihrem eigenen Vater Zuflucht suchten.

Der Großvater saß auf der Veranda. Er hatte, da er nicht in der Kirche gewesen war, in der Bibel gelesen, welche noch aufgeschlagen neben ihm lag und während er über das Gelesene nachdachte, blies er, aus einem kurzen Pfeifchen rauchend, blaue Dampfwolken in die hier köstlich abgekühlte Sommerluft. Seine Frau spülte in der Küche die wenigen Teller, welche sie bei dem Mittagessen benutzt hatten.

Obwohl sie das Essen ja drüben hätte haben können, kochte sie sich lieber selbst und bezog nur aus dem Vorderhause ihre Milch, ihre Butter, ihre Eier und ihr Gemüse und ihre Kartoffeln. Sie sagte, sie müsse Arbeit haben, wenn sie leben solle. Das war ja auch wahr, aber sie wollte auch von dem Vorderhause nicht abhängig sein, zumal die „Wäs" dort waltete und schaltete und deren Sohn dort seinen Eingang und Ausgang hatte.

„Das verwünschte, welsche Franzosengesindel" nannte sie der Großvater und setzte sich jedesmal in Positur, wenn auf sie die Rede kam.

Der Großvater hatte in der Bibel Auferstehungsgeschichten gelesen. Er las sie besonders gern. Es ging ein sonniger Lebens- und Friedenshauch nach dem finsteren Karfreitagssturm und zugleich eine hoffnungsselige, weihevolle Sabbatstille durch alle diese Geschichten, die auf einen noch köstlicheren Sonnenschein und auf den Sabbat der Ewigkeit hinwiesen. Lag aber nicht auch heute draußen in der Sonnenpracht des herrlichen Junisonntages ein sehnendes Abbild jenes ewigen Licht- und Lebensstromes, der sich einst offenbaren sollte?

Welcher unbeschreibliche Lichtglanz, welche Helle bis zu den fernen Bergen hin, bis zu dem blauen Himmel hinauf! Welches Leben, welche Lust überall zur Ehre Gottes von der summenden Mücke bis zu dem schwirrenden Käfer und dem zwitschernden Vogel! Welch balsamischer, herzerquickender Windhauch durch das junge Grün der Blätter und Gräser und den Duft der Blüten, gleich neuem Schöpfungsodem. Und bei aller Bewegung und allem Summen und Singen, welche stille Feier und ahnende Gottesnähe.

Nur der Mensch mit seiner Sorge und Sünde, mit seiner Last und seinem Leid konnte diese heilige Weihe stören.

Horch! Da kamen die beiden Kinder durch den Garten. Schön-Annelies hatte Thränen in den zornigen Augen und das schwächliche Hanpeterchen sah noch bleicher aus, als sonst.

„Ach Großvater, ach Großmutter, schützet uns!" schluchzte laut das schöne Mädchen. „Ich halte es nicht länger aus. Es muß eine Entscheidung getroffen werden. Entweder

geht die „Wäs“ und ihr schlechter Bube aus dem Hause oder ich. Ach ich wäre schon längst gegangen und hätte mich irgendwo als Magd verdingt, wenn ich nicht unserer Mutter auf dem Todesbette versprochen hätte, das Hanspeterchen nicht zu verlassen.“

Die Großmutter war im Eifer, noch einen Teller und das Spültuch in der Hand, erschienen, aber auch der Großvater erhob sich voll Besorgnis.

Annelies erzählte, noch immer zitternd vor Aufregung, von der furchtbaren Heftigkeit des Vaters und wie sie und ihr Bruder kaum der beschämendsten Mißhandlung entgangen wären, und fügte hinzu: „Ihr könnt mir glauben, Großvater und Großmutter, es wird nicht gut, wenn diese fremden Leute die Herrschaft im Hause behalten. Sie haben die schwachen Seiten unserem Vater abgelauscht und vermögen alles über ihn. So hart und heftig er sonst sein kann, ihnen gegenüber ist er weiches Wachs. Er merkt es dabei noch nicht einmal, wie er nur nach ihrer Pfeife tanzt. O, es sind kluge und böse Menschen, zumal der schwarze Pariser, der, glaube ich, ganz bestimmte Pläne verfolgt.

Was sie vorhaben, weiß ich nicht, aber daß es schlimmes ist, geht schon daraus hervor, daß sie den Vater geflissentlich gegen seine Kinder aufreizen und seine eigenen Leidenschaften und seine Eitelkeit entzünden und nicht einmal den Hohn über seine Schwäche verdecken.

„Daß drüben die dicken Gebrüder Hassel sitzen und eine Flasche Wein nach der andern leeren und ich an den Bäcker, der Witwer ist, verschachert werden soll, ist auch des Pariſers Werk. Aber ich werde nicht dieses vollgegessenen Geldsackes Frau. Lieber stürze ich mich in das Wasser.“

Das Mädchen war bleich geworden wie der Tod und bitter schmerzende Thränen drangen aus seinen Augen.

„Kind, versündige Dich nicht gegen Gott und sein heiliges Gebot!“ sagte in ernstem Tone der ehrwürdige Greis. „Bitte vielmehr den Allbarmherzigen, daß er Dir keine zu schwere Versuchung auf die Schultern lege.“

„Gott ist getreu, der euch nicht läßt versuchen über Vermögen, sondern machet, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß ihr es könnet ertragen.“

Annelies weinte laut auf: „Mir kann niemand helfen“. Ein Zittern und Beben lief durch ihren Körper, so daß sie sich setzen mußte. Die Großmutter lehnte, selbst weinend, den Kopf der Trostlosen an ihre treue Brust, sie zu beruhigen suchend.

„Holla“, sagte der Alte, das ist viel gesagt: „Mir kann niemand helfen.“ Auch etwa Gott nicht? Ist das Deine Religion? Ist das Dein ganzes Gottvertrauen? Sage einmal, Du Trotzkopf, hat es Gott je an Mitteln gefehlt, sein Ziel zu erreichen? Hat je sein Auge nicht gesehen, oder seine Hand sich nicht gerührt, oder ist sein Arm zu kurz gewesen, zu erlösen?“

Der Alte hielt atemschöpfend einen Augenblick an, indem er einen tief mitleidigen Blick auf das wimmernde Kind warf.

Er wußte von der zarten, stillen Liebe des Mädchens, die ja auch der schwarze Pariser ahnte, zu dem tapferen Werner, welche sie schon lange verschwiegen in ihrer Brust trug. Er kannte auch den gemeinen, niedrigen Sinn des Bäckers und die hartnäckige Halsstarrigkeit seines Sohnes, die sich nicht lenken und leiten ließ, und fürchtete selbst für die ihm so teuere Enkelin. Aber dann schaute er lange in die ungetrübte, heitere Sommerlandschaft und

stützte seine Hand fester auf das neben ihm liegende Bibelbuch.

„Ich habe eben von den Auferstehungsgeschichten unseres Herrn und Heilandes in dem Evangelium Johannis gelesen. Kind", fuhr er in seiner Trostrede fort, „da hat mich ein seltener Siegesmut und ein seliges Friedensgefühl erfaßt. Ich habe so recht wieder empfunden, daß Gott und alles Göttliche stets zum letzten Sieg gelangen muß. Da sie den Herrn nicht im Grabe halten konnten, sondern er trotz dem hohen Rat und dem Landpfleger und ihren Grabeswächtern auferstand, so ist uns damit ein unauslöschliches Denkmal der bestimmtesten Siegesgewißheit aufgerichtet. Jetzt wissen wir es auf immer und ewig, und es soll kein Thomas mehr zweifeln: Das Gute siegt über das Böse, die Wahrheit über die Lüge, das Recht über die Ungerechtigkeit, das Licht über die Finsternis, die Liebe über die Bosheit, das Leben über den Tod, der Himmel über die Hölle. Kampf muß ja sein in der Welt, aber dann Sieg und Frieden. O, wie köstlich ist dieser Friede! Darum sagte auch der Auferstandene nach der Auferstehung stets zu seinen trostbedürftigen Jüngern: „Friede sei mit Euch!"

„Friede sei mit Dir", sage ich auch jetzt zu Dir, mein Kind. Sei getrost. Der Herr wird schon helfen."

Alle horchten auf. Ein harter Schritt kam durch den Garten. „Es ist der Vater. Er will mich holen. O Gott, o Gott!" flüsterte halb verzweifelt das Mädchen.

Es war in der That der Schmalzbauer Holz. Er war übrigens in bester Laune. Sein vom Weine hochgerötetes Gesicht strahlte vor Lustigkeit. „Ich dachte Dich hier zu finden, Annelies", sagte er. „Komm, ich habe eine ganz aparte Freude für Dich."

„Doch ich glaube, Du weinst noch von wegen vorhin. Laß das jetzt! Mache vielmehr Dein fidelstes Gesicht! Du bist ein Glücksvogel, Annelies. Denke Dir, der reichste Mann in der weiten Umgegend, der Bäcker Hassel, hält um Dich an."

Herr Holz blickte höchst erstaunt um sich. Er meinte, die freudigste Überraschung durch seine Nachricht zu verbreiten und fand nur kalte, fast feindselige Gesichter.

„Wenn er selbst sogar aus gediegenem Golde bestünde, wollte ich ihn nicht", erwiderte Annelies mit der wegwerfendsten Bitterkeit.

Der Schmalzbauer war aber diesmal nicht so leicht aus seiner guten Laune herauszubringen.

„Du stehst Deinem eigenen Glücke im Wege, Annelies", sagte er in fast sanfter Weise. „Ich bin bei dem Manne im Hause gewesen und in den Zimmern seiner seligen Frau. Ich sage Dir, Mahagonimöbel mit grünem Samt gepolstert, seidene Vorhänge und goldene Spiegel wie die Wand so groß. Wenn Du ihn nimmst, kannst Du jeden Tag selbst in Samt und Seide gehen und mit Chaise und Pferden fahren."

„Lieber barfuß laufen und betteln gehen", antwortete Annelies trotzig. Sie hatte ihren alten Mut und ihre Entschlossenheit wiedergefunden. Aber auch dem Schmalzbauern begannen die Zornadern zu schwellen.

„Adam", sagte begütigend die Großmutter, „überlege doch die Sache erst noch einmal. Heiraten ist keine Kleinigkeit und Geld allein macht auch nicht glücklich."

„Da ist nichts mehr zu überlegen", grollte der Schmalzbauer. „Ich habe mein Wort gegeben. Und wenn Annelies nicht freiwillig ihr Glück machen will, dann wird sie gezwungen."

„Das wird sie nicht", sagte der alte Großvater, der jetzt vortrat und seinen Sohn mit seinen mächtigen Augen anblitzte, daß derselbe sich wand wie ein Wurm vor der Sonne Strahl.

„Weißt Du an wen ich denken mußte, als Du Deine Schilderung von dem Leben in dem Hause des Bäckers machtest? An den reichen Mann, der jeden Tag herrlich und in Freuden lebte und hernach in die Hölle kam und zugleich an den Teufel, als er unseren Herrn Jesus versuchte und sprach: „Dieses alles will ich Dir schenken, wenn Du mich anbetest". Willst Du Dein eigenes Kind wie der Teufel in Versuchung führen?"

„Deine Tochter hat ein ganz richtiges Gefühl, wenn sie den Bäcker verschmäht. Siehe, ich würde ja durchaus nichts dagegen haben, wenn Du Annelies an einen vermögenden, angesehenen Mann verheiratest, aber er muß ein Herz in der Brust tragen und einen redlichen, frommen Sinn haben. Aber der Bäcker ist ein wuchernder Schurke, voll gemeiner, schmutziger Gesinnung, der keinen anderen Gott hat, als seinen Bauch und seinen Geldsack und der kein anderes Streben kennt, als beide zu mästen. Du könntest ebenso gut Dein Kind wie mit ihm, mit einem stinkenden Aas vermählen."

„Ich erinnere Dich an Deine selige Frau, Adam, und an das Versprechen, das Du ihr gegeben hast" .... fiel hier die Großmutter eifrig ein, aber ihr Sohn, der rasend war, daß sein so schönes Heiratsprojekt eine solche schlimme Aufnahme fand, schrie: „Jetzt ist es genug mit diesen frommen Salbadereien, mit denen man keinen Hund hinter dem Ofen vorlockt. Das Alter macht Euch blind und schwach. Aber ich lasse mir nichts mehr dreinreden. Ich bin Herr im Hause und Herr über mein Kind."

„Du willst mir den Mund verbieten und uns schwach und blind nennen", rief die Großmutter so spitz und hell, als möglich. „Du alter, dummer Esel Du, der Du in der Schule nichts wußtest und jetzt noch Dich von jedem Einfalt an der Nase herumführen und von elendem Franzosengesindel beherrschen läßt. Ist das der Dank, daß ich Dich mit Mühe und Not groß gezogen habe? Ist das Dein Gehorsam gegen Gottes Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß Dir es wohlgehe und Du lange lebest auf Erden? . . . ."

Die Großmutter war noch lange nicht fertig, allein der Sohn rief wütend, mit dem Fuße aufstampfend, seiner Tochter zu: „Komm!"

Annelies fiel ihrem Vater händeringend zu Füßen. Auch das Hanpeterchen kniete neben ihr. Aber der Vater gab dem Buben einen Tritt, daß er wimmernd in die Ecke flog und faßte seine Tochter an dem Gelenk ihrer Hand, daß sie vor Schmerz laut aufschrie.

„Komm!" knirschte er mit den Zähnen, und schleppte das bleiche Mädchen mehr, als es ging wie ein Opferlamm zur Schlachtbank.

Der Großvater seufzte schwer auf in seiner Hilflosigkeit, und die Großmutter weinte über die ihr zugefügte tiefe Kränkung und über das Schicksal ihrer Enkelin.

Während die dicken Gebrüder Hassel mit dem Schmalzbauern anstießen und Glas auf Glas leerten, so daß schon andere Flaschen nötig wurden, und das gewaltige Lachen und Fluchen der Dicken das ganze Haus durchdrang, standen die „Wäs" und ihr schwarzer Sohn mit bedenklichen Gesichtern in der Küche. Sie hatten keineswegs die Freierei des Bäckers eingefädelt, wie Annelies vermutete, sondern dieselbe kam ihnen sehr in die Quer.

„Du wolltest ja doch selbst das schöne, reiche Mädchen freien und Dich in den Besitz des herrlichen Bauerngutes setzen, warum läßt Du denn diese reichgewordenen Dickwänste herein, die Dir den Preis Deines Bemühens vor der Nase wegschnappen", klagte die „Wäs".

„Das Mädchen nimmt niemals den Bäcker, das ist gut. Sonst wäre mir die Geschichte auch nicht gleichgültig", erwiderte der Sohn, der sich eine unbefangene Miene zu geben suchte.

„Vielleicht wird sie sogar etwas zahmer gegen mich, wenn der Alte sie ordentlich durch die Heirat mit dem Bäcker ängstigt. Allein auf jeden Fall müssen die beiden Schafsköpfe jetzt aus dem Haus, ehe der Bauer sich durch sein Wort bindet."

„Ich glaube sogar, ich habe eine Idee, wie wir sie gutwillig fortbringen. Wir können dabei den alten Oberknecht, der ganz auf Seite der Kinder ist, mit in das Komplott hineinziehen. Aber wir müssen warten, bis der Bauer fortgeht, seine Tochter zu holen. Ich denke es wird sich schon alles machen. Du benachrichtigst, sobald der Bauer das Zimmer verlassen hat, die Beiden von einem Brand in ihrem Städtchen und ich suche den Oberknecht zu veranlassen, daß er die Pferde rasch wieder einspannt, die er schon ausgespannt hat. Doch horch, man rückt schon mit den Stühlen. Schnell fort!"

Kaum war der Bauer gegangen, als die kluge „Wäs" in das Zimmer schlüpfte, und sich mit Aufräumen und Abputzen zu schaffen machte, während die beiden Dicken sich flüsternd unterhielten.

„Die Herren werden es ja wohl wissen", begann die „Wäs" so kalt und gleichgültig, als wollte sie es nur beiläufig erwähnen, „daß es in Steinstetten brennt."

„In Steinstetten? Wo denn?“ fuhren die vom Wein Erhitzten noch um ein gut Teil erhitzter in die Höhe.

„Ich weiß es nicht genau. Ich bin in dem Städtchen unbekannt“, antwortete die „Wäs“.

„Das Mädchen, das die Nachricht brachte, sagte, in der Obergasse am Brunnen, wo es nach der großen Bleiche hinuntergeht.“

„Um Gotteswillen, da stehen ja unsere Häuser“, riefen erbleichend die Gebrüder Hassel. „Ist Eure Nachricht sicher?“

„Wie kann ich etwas Bestimmtes wissen? Die Leute sagen, es hätte schon rings in den Dörfern gestürmt und auch hier könnte jeden Augenblick der Feuerläufer herkommen. Sie schmieren schon die Räder an der Spritze ein.“

„Fort! fort!“ rief der Bäcker und der Metzger. „Wenn nur der Knecht die Pferde noch nicht ausgespannt hat!“

Sie stürmten so jählings hinaus, daß sie fast ihre Hüte vergassen. An ihre Gläser oder an Abschiednehmen dachten sie nicht mehr.

Vor der Thüre begegnete ihnen der schwarze Pariser.

„Ist es wahr, daß es in Steinstetten brennt?“ „Die Leute sagen es alle“, erwiderte dieser. „So wird wohl etwas daran sein. Nun, ich habe nicht viel zu verlieren.“

„Aber wir!“ schrieen die Beiden schmerzlich auf. „Fort! fort!“

In ihrer Aufregung fanden sie es durchaus nicht auffallend, daß der Knecht bereits wieder mit dem Anspannen der Pferde beschäftigt war.

„Nur schnell, schnell!“

„Brennt es wirklich in Steinstetten?“

„Ich weiß ja nicht“, erwiderte der Knecht achselzuckend. „Aber ich habe es auch gehört.“

„Gott, was sind die Leute hier kaltblütig“, sagte der Metzger und der Bäcker. „Nur schnell, schnell!“

Nun saßen sie im Wagen; nun hatte der Metzger die Zügel in die Faust genommen und nun ging es im Galopp rasselnd zum Hofthor hinaus.

In demselben Augenblick trat der Schmalzbauer mit seiner Tochter aus dem Garten.

„Was ist denn geschehen? Wo wollen denn die Gebrüder Hassel hin?“ fragte vor Verwunderung völlig fassungslos der Bauer.

„Die Leute sagen, es brenne in Steinstetten“, erwiderte der Knecht. „Aber ich glaube es gar nicht. Es wird einmal wieder, wie schon so oft, ein blinder Lärm sein.“

„Und keinen Gruß? Keinen Abschied? Gilt der Holz von Schmalzhausen und seine Tochter nicht mehr in ihren Augen?“ fragte gereizt der Bauer.

Als ihm nirgends Antwort wurde, dagegen ihm überall ein schweigendes und doch beredtes Achselzucken begegnete, stieg heißer Zorn ihm ins Gesicht. Sein Stolz war auf das Tiefste verletzt.

„Amelies, Du kannst zu Deinen Großeltern zurückgehen. Ich glaube, aus der Heirat wird nichts“, sagte der Bauer und ging brummend in den Ställen umher, wo ihm aber überall die Dienstboten auswichen. Keiner wollte das Opfer seines Zornes werden.

3.

Der Baron von Bucheck.

Am Sonntag Nachmittag fand eine Wahlversammlung in Schmalzhausen statt zur Wahl eines neuen Bürgermeisters. Wenn die Gebrüder Hassel geblieben wären, wäre der Bauer Johann Adam Holz wahrscheinlich nicht hingegangen. Er liebte diese Wahlen überhaupt nicht, wo die Stimmen des Armen dieselbe Geltung hatten, wie die des Reichen, und Wahlversammlungen, wo jeder Lump eine Ansicht haben durfte und dieselbe oft sogar geltend machte, waren ihm erst recht ein Greuel. Später konnte er ja immer noch und vielleicht sogar noch besser sein gewichtiges Wort in die Wagschale werfen. Also wozu auf die Versammlung gehen und sich obendrein ärgern?

Doch der Pariser hatte ihm klar gemacht, daß sie ihn dort nicht gut entbehren könnten, da ja niemand so geeignet wäre, wie er, den Vorsitz zu führen. Außerdem würden sie ihn sicherlich einstimmig zum Bürgermeister wählen und er müsse es annehmen, schon um des Wohles des Dorfes willen.

Der Bauer Holz hatte anfangs ein recht dummes Gesicht zu den Anreizungen des schwarzen Satans gemacht. Trotz seines ausgeprägten Hochmutes hatte er daran nicht gedacht, daß er selbst Bürgermeister werden könnte. Aber je mehr er es sich jetzt überlegte, desto verlockender erschien ihm ein solcher Ehrenposten, desto mehr geriet er in Feuer und Flammen. Nun hätten ihn keine zehn Pferde mehr von der Versammlung zurückgehalten.

Als der Bauer fortgegangen war, machten es sich die „Wäs“ und ihr feiner Sohn so behaglich, wie möglich, indem sie ihre nichtsnutzigen Pläne für die Zukunft austauschten. Aber auch in dem Gartenhaus atmete man auf, da man es erfuhr.

Das Hanpeterchen sagte zu dem Großvater: „Heute können wir einmal den lang versprochenen Gang zu dem Herrn Baron machen“.

„Meinetwegen“, erwiderte dieser. „Du läßt mir doch sonst keine Ruhe.“

Er sah mit einem Blick innigen Mitleids auf sein Enkelkind. Das Hanpeterchen war stets ein gar schwächliches, kränkliches Kerlchen gewesen, mit stammelnder Sprache und ungeschickten Händen, für eine Bauernhaushaltung geradezu eine Untauglichkeit. So lange er noch jünger war, achtete man dessen nicht viel. Man hoffte auf die Zukunft und eine kräftige Entwickelung. Aber jetzt war er bereits ein Jahr aus der Schule entlassen und noch immer das alte, arme, schwache Hanpeterchen. In der Schule hatte er auch nicht einmal besonders exzelliert, sondern war immer das geduldete, überall mit Nachsicht behandelte Hanpeterchen gewesen.

Sein Vater sah ihn nur mit zornigen Augen an, als wenn das unglückliche Kind für seine Schwächlichkeit etwas gekonnt hätte. Er war der Pfahl im Fleische seines Stolzes. Mit Neid sah er auf die tannenschlanken, kräftigen und talentvollen Buben des Nachbar Schmidtlips. Was war sein armer Stammhalter dagegen?

Doch der Geist und das Feuer, welches aus den großen Augen des schwachen Knaben leuchtete, deutete auf ein mächtiges innerliches Leben. Er war unstreitig der beste und begeistertste Zuhörer für die Weisheit seines Groß-

vaters, und einzelne Worte, die er redete, zeigten sein Verständnis nicht blos, sondern eigenes Nachdenken.

Der Großvater hatte auch vielleicht allein eine Ahnung von dem tieferen, seelischen Gehalt des Knaben, obwohl er wieder zu viel Bauer war, um ihn richtig zu schätzen. Allein für die wenige Anerkennung war schon das Hanspeterchen dankbar.

Die Art seiner Schwester, die ihn ja auf das herzlichste liebte und seiner Großmutter, die ihn verhätschelte, mochte er nicht leiden. Der Ausdruck ihrer Liebe schloß immer ein gewisses Bedauern ein.

Er wollte nicht bedauert sein. Er konnte darüber geradezu in Zorn und Wut geraten. Ein fast übermächtiger Ehrgeiz und Schaffensdrang lag in ihm. Wenn er nur gewußt hätte, wo es mit ihm hinaus sollte.

Als er noch in die Schule ging, hatte er hübsch geschrieben und einige überraschend schöne Zeichnungen geliefert, so daß der Lehrer sagte, sein Vater würde ihn am besten Lithograph werden lassen. Später hatte das Peterchen angefangen Holzschnitzereien zu fertigen, die geradezu bewundert wurden. Auch verstand er aus frischem Brot oder Wachs Hunde, Schafe und Menschen darzustellen, so daß die Figuren frappante Ähnlichkeit mit den Urbildern zeigten.

Sein Vater nannte das alles brotlose Künste, mit denen man ihm vom Leibe bleiben solle. Die Übrigen hießen es „posseln“ und meinten mitleidig, der arme Krüppel will etwas zu thun haben.

Eines Tages aber hatte er ein größeres Werk seinem Großvater vorgestellt, das den alten Mann in eine wahre Begeisterung brachte. Er hatte nach dem Schillingschen Entwurf, dessen Abbildung ihm in die Hände geraten

war, das künftige Denkmal auf dem Niederwald in Wachs ausgearbeitet. Einzelne Figuren, wie z. B. die Germania, waren ihm vorzüglich gelungen.

„Kerl, Du hast wahrhaftig Anlagen!“ rief der alte Bauer.

„Ach, der arme Junge“, meinte Schön-Annelies. „Jetzt weiß ich, warum er nachts nicht schlafen konnte und immer für sich in der Einsamkeit schaffte. Er will doch etwas fertig bringen.“

„Ja, es ist ganz niedlich“, sagte die Großmutter. „Ich glaube, die Kinder hätten recht viel Vergnügen daran. Man muß es einmal ein wenig herumzeigen.“

Hanpeter war leichenblaß geworden über diese Art Anerkennung seiner Schwester und seiner Großmutter, aber auch der Alte wurde zornig und sagte: „Es bekommt es niemand zu sehen. Ich gehe einmal mit dem Hanpeterchen und seinem Denkmal hinüber zu dem Baron. Der Mann malt selbst und versteht viel von Kunst. Er soll einmal sein Urteil abgeben.“

Heute nun waren sie unterwegs. Der alte Bauer schritt mit weiten Schritten, während sein Auge wohlgefällig auf den Fruchtfeldern weilte. Der Enkel trabte mit seinem wohlverhüllten Kunstwerk nebenher, während das vor Erwartung klopfende Herz ihm fast den Atem raubte.

Wenn der Ausdruck „Bettelbaron“, den der durch die Erwähnung von Hans Werner gereizte Schmalzbauer an dem Mittagstische von dem Baron Benno von Bucheck gebraucht hatte, wohl ein wenig stark war, so traf er doch nicht ganz daneben. Der Baron war wirklich arm. Außer einer ziemlichen Waldstrecke, die aber durch frühere Besitzer so ausgebeutet und verwüstet worden war, daß auf Jahr-

zehnte kein Ertrag zu hoffen war, besaß er nur die Ruinen der Stammburg seines Geschlechtes und eines später dort errichteten Schlosses.

Noch aus den Ruinen konnte man erkennen, wie reich und mächtig die Barone von Bucheck einst mußten gewesen sein. Besonders leuchtete das hochgiebelige im Stile Ludwig XIV. in reicher Verschwendung aufgeführte Schloß mit seinen massenhaften Verzierungen, mächtigen Treppen und kostbaren Gartenanlagen hervor.

Die Zerstörung der Zeit hatte dort noch nicht so sehr gewütet, und die alte Pracht und Herrlichkeit ganz verwischt. Es standen noch die mit Quadersteinen aufgeführten Mauern der weiten Terrassen und Gärten und die riesenhaften, mit allerlei Wappen und Tiergestalten versehenen Pfeiler der Thorbogen und Treppengeländer und zwischen den Wildnissen des Gartens konnte man bald da, bald dort Reste von weißen Statuen und prächtig angelegten Fontänen erblicken.

Auch das Gebäude selbst war trotz seines schadhaften Daches und der vielen fehlenden Fenster äußerlich wenigstens ziemlich erhalten. Wenn man freilich durch das noch immer verschlossene Portal hereintrat, da sah man überall nur das Werk der Verwüstung. Eine schauerliche Öde gähnte einem entgegen. Hier und da spielte noch der Wind mit einem Fetzen der alten Goldtapete und wurden Spuren der früheren Gemälde und Spiegeln sichtbar. Sonst war alles leer und verfallen und nur Sturm und Wetter heulten gespenstig durch die weiten Hallen.

Doch wäre das Schloß ganz leicht wieder herzustellen und zu bewohnen gewesen. Allein dazu gehörte Geld, viel Geld.

Das besaß aber der Baron nicht. Darum hatte er

sich ein einstöckiges, aber solid und sehr geräumig gebautes Gartenhaus zur Wohnung eingerichtet und nur ein Stück des großen, parkähnlichen Gartens in Anbau genommen.

An der Armut trug übrigens der Baron selbst keine Verschuldung, denn er war stets ein sehr braver, einfacher Mann gewesen. Er hatte dieselbe der tollen Wirtschaft und maßlosen Verschwendung seiner Vorfahren zu verdanken, besonders zuletzt seiner Großmutter, die die letzten Reste des Vermögens an den berüchtigten Spielbanken von Homburg und Baden-Baden verspielte.

Benno war Offizier. Seine Eltern hatte er frühe verloren.

Als im Jahre 1868 die Spielbanken in Deutschland aufgehoben wurden, starb auch seine Großmutter, deren Lebensfaden mit denselben verbunden gewesen zu sein schien und hinterließ dem letzten Enkel des alten Geschlechtes die erbärmlichsten Trümmer eines großartigen Besitztums.

Doch gerade damals war es, als ob dem jungen Manne die Glückssonne aufgehen wollte. Bei Gelegenheit der Beerdigung seiner Großmutter in Baden-Baden lernte der Baron während seines dortigen Aufenthaltes eine junge, schöne Lothringerin kennen und lieben. Der Vater des Mädchens, ein außerordentlich reicher Graf aus der damals noch französischen Provinz, wurde von der Liebenswürdigkeit seines künftigen Schwiegersohnes so gefesselt, daß er nicht blos sofort seine Einwilligung zur Heirat gab, sondern auch dem jungen Paare eines seiner Schlösser mit reichen Revenuen überließ.

Das Glück der jungen Leute sollte aber nicht lange währen. Der Krieg von 1870 fiel mörderisch in den Frieden ihrer kaum begründeten Häuslichkeit.

Ein erschütternder Seelenkampf mußte von Benno durchgefochten werden, der das starke Herz des kräftigen Mannes fast brach.

Sein Schwiegervater verlangte, er solle für Frankreich, seine neue Heimat, kämpfen, oder wenigstens neutral bleiben.

Wenn er in die Reihen der Deutschen einträte, dann sage er sich für immer von ihnen los. Frankreichs Feind sei auch sein Feind. Er würde ihn niemals anders wie als Feind betrachten. Frau und Kind hätte er zum letztenmal gesehen. Wer das Volk seiner Frau, deren Bruder, der in der feindlichen Armee stünde, und deren Vater mit den Waffen in der Hand bekämpfen könne, der sei deren nicht wert.

Auf der anderen Seite aber rief das Vaterland seinen Sohn. Eine Einberufung kam, die ihn als Landwehr-Offizier zu seinem Regiment beorderte. Wohin sollte er gehen?

Eine der schwersten Entscheidungen war ihm auferlegt. Auf der einen Seite stand die Gattentreue und die Liebe zu seinem Kinde, auf der anderen Seite das Vaterland, die Pflicht und die Ehre.

Ach, wenn es ihm nur seine Gattin leichter gemacht hätte, aber sie zeigte wie ihr Vater und ihr Bruder eine fast leidenschaftliche Eingenommenheit für Frankreich.

Benno entschied sich für Pflicht und Vaterland und nahm äußerlich einen schroffen Abschied, während ihm inwendig das Herz fast verblutete.

Mit blutendem Herzen ging er auch in den Krieg. Nie war ihm seine Pflicht so schwer gefallen. Standen nicht alle, die er liebte, auf der anderen Seite? Am wohlsten war ihm im dichtesten Gewühle der Schlacht. Er that Wunder der Tapferkeit. Aber abends am Lager-

feuer saß er einsam und manche bittere Thräne der Sehnsucht lief ihm über die gebräunte Wange. Alle Briefe, welche er schrieb, kamen uneröffnet zurück.

Bisher hatten ihn alle Kugeln verschont. Allein in einer der letzten Schlachten wurde er auf den Tod verwundet. Der Tapferkeit und Umsicht von Hans Werner, der in seinem Bataillon diente, verdankte er sein Leben. Lange schwankte das Zünglein der Lebenswage auf und nieder. In einer recht verzweifelten Stunde benachrichtigte Hans Werner die Baronin von dem Zustande ihres Gatten, obgleich es derselbe verboten hatte.

Die Wirkung des Briefes auf die Frau war erschrecklich. Sie hatte sich schon genug Gewissensvorwürfe gemacht. Fast in Verzweiflung war sie jedesmal geraten, wenn ihr Vater wieder einen Brief ihres Mannes zurückschickte. Jetzt rief sie: „Ich bin seine Mörderin. Ich habe ihn in den Tod gejagt. Er soll überall die gefährlichsten Punkte aufgesucht haben, weil er des Lebens müde war".

Sie machte sich reisefertig.

„Wohin willst Du?" fragte sie ihr Vater verwundert.

„An das Krankenlager meines Mannes. Dort ist mein Platz!" erwiderte sie fest.

„Du gehst nicht!" rief ihr Vater voll höchsten Grimmes. Er war noch besonders erbittert, weil sein Sohn in der Schlacht gefallen war. Seine Tochter war ihm allein übrig geblieben.

„Du gehst nicht zu den Feinden unseres Vaterlandes, zu den Mördern Deines Bruders."

„Ich gehe. Ich kenne meine Pflicht. Ich wollte, ich hätte sie nie vergessen." Aus den Augen der jungen Frau blickte die unerschütterliche Festigkeit.

„Ich halte Dich mit Gewalt zurück; ich schließe Dich

ein!“ schrie der Vater in seiner Leidenschaftlichkeit fast weinend.

„Du magst es probieren, aber es wird Dir nichts helfen“, antwortete in höchster Ruhe die Frau.

„Ja, ich probiere es.“

Er schloß sie wirklich ein. Am nächsten Morgen jedoch war sie mit samt ihrem Kinde aus dem Schlosse ihres Vaters verschwunden.

„Auf Nimmerwiedersehen!“ schrieb ihr erbitterter Vater ihr nach. „Du hast für immer die Wahl getroffen zwischen mir und Deinem Manne. Möge es Dich nie gereuen!“

Die Antwort der Tochter war viel versöhnlicher, wenn auch ebenso entschieden. Sie bat ihren Vater um Verzeihung und rief den Trost Gottes an für sein verkümmertes Herz, aber fügte sie hinzu: „Mein Entschluß kann ich nicht ändern. Ich folge dem natürlichen Zug meines Herzens und meiner Pflicht als Gattin und Mutter und stehe damit im vollsten Einklange mit dem Worte Gottes und mit dem Schwur der Treue, den ich am Altare Gottes abgelegt habe“.

Als der Baron wieder genas, hatte er nur noch einen Fuß und in seiner doppelten Armut zugleich die Verpflichtung für Frau und Kind zu sorgen. Damals waren ihm seine Familiengüter wieder eingefallen. Verkaufen wollte er sie nicht. Allein sie konnten ihm einen Wohnplatz bieten. Die Pension, welche er bezog, reichte für das Übrige, wenn es auch für die Zukunft knapp wurde, da sich seine Familie ansehnlich vermehrte.

Hans Werner war bei dem Baron geblieben, zuerst als Beihilfe in seiner Unbeholfenheit, später, indem er völlig unentbehrlich wurde, im Hauswesen, im Garten und

zumal im Wald, der wieder rentbar zu werden anfing und eines Forstbeamten bedurfte.

So lebten diese drei Leute fast ganz abgeschieden von der Welt in friedlicher Stille, neues Leben zwischen den Ruinen pflanzend. Freilich ein Sehnen und Wünschen ging auch durch ihre Brust. Die Trennung von ihrem Vater machte ihnen manchen Kummer. Aber welches Menschenherz ist ganz frei von Schmerz?

Der Baron hatte schon in frühester Jugend Anlagen als Maler gehabt und sich ein ganz vorzügliches Kunsturteil angeeignet. In seiner Abgeschiedenheit und Arbeitsunfähigkeit suchte er diese frühere Beschäftigung wieder hervor. Es waren ihm auch einige Arbeiten gelungen, die Beifall fanden.

Die Kunde hiervon war der Grund, warum der alte Großvater Holz mit seinem Enkel die Wohnung des Barons aufsuchte.

Der Baron, dessen männlich schönes Gesicht ein stattlicher Vollbart umgab, saß neben seinem Haus im Schatten einer Anzahl mächtiger Buchen, deren Geäste die Geschmacklosigkeit einer früheren Zeit durch künstliche Zucht die flache Form eines Pfannkuchendeckels gegeben hatte, die aber auf diese Weise eine ziemliche Strecke mit einem fast undurchdringlichen Blätterdach überdeckte. Der Platz war tief mit Sand bestreut und diente zum Spielplatz der Kinder, die sich mit einem großen, schönen Bernhardinerhunde dort herumtummelten. Der Baron rauchte aus einer langen Pfeife und las, an einen uralten, runden Steintisch gelehnt, seiner neben ihm sitzenden Frau aus einem Zeitblatte vor, während diese echt haushälterisch an einem Strumpfe für die Kinder strickte.

Sie blickten jetzt beide auf, denn der Hund knurrte.

Hans Werner führte die beiden ländlichen Gäste heran. Viel Besuch hatten sie in ihrer Waldeinsamkeit nicht.

Der alte Großvater brachte verlegen, seine Mütze in den Händen drehend, während der leise Wind mit seinen langen, schlichten, weißen Haaren spielte, sein Anliegen vor. Er hatte noch nicht viel mit vornehmen Leuten verkehrt und dachte sich dieselben hochfahrend und barsch, wie zu seiner Jugendzeit. Er war deswegen höchst überrascht und freudig angemutet von der herzgewinnenden Freundlichkeit des echt adeligen Paares, die ihn und Hanpeterchen nicht blos zum Sitzen einluden, sondern ihnen auch Erfrischungen aller Art boten.

Das Hanpeterchen hatte sich gänzlich verschüchtert an den Rockschößen seines Großvaters gehalten und sah scheu nach dem gewaltigen Hunde und den schönen schlanken Kindern des Barons hinüber, während er nur die Ecke seines Stuhles einzunehmen wagte. Der Baron mußte unwillkürlich über ihn lächeln und ein gewisses Mitleid durchzuckte sein gutes Gesicht, als der Knabe aus seinem Sacktüchlein sein vermeintliches Kunstwerk herausschälte. Aber dieses mitleidige Lächeln verschwand allmählich und machte einem immer tieferen Ernste Platz, je länger er die Arbeit des Knaben betrachtete.

Er that einige Fragen an den Kleinen. Diese Fragen mußten einen Widerhall in dem Gedankenkreis Hanpeterchens finden. Denn jetzt leuchteten seine großen, herrlichen Augen auf und er erzählte von dem, was er in stillen Stunden oft gedacht.

Der Baron wurde immer verwunderter. Er sagte zu dem Großvater: „In dem Jungen steckt unstreitig ein großes Talent für die Kunst. Es wäre Sünde, wenn dasselbe nicht weiter ausgebildet würde. Sie wollen den Knaben ja wohl noch weiter ausbilden lassen?“

Der Großvater wurde noch verlegener, als er am Anfang gewesen war. Er erzählte mit schamroten Wangen von der Denkungsart seines Sohnes und von seinem Unvermögen, etwas für seinen Enkel zu thun.

Der Baron warf seufzend einen Blick auf das verfallene Schloß seiner Vorfahren, wie er oft that, auch wenn er an die Zukunft seiner eigenen Kinder gedachte.

Wenn dieser Reichtum nicht so unsinnig verschleudert worden wäre, wie viel Gutes hätte man damit stiften können?

Doch er sprach diesen Gedanken nicht aus, sondern sagte: „Manches Talent hat sich Bahn gebrochen in der Welt. Der Geist läßt sich nicht unterdrücken. Er sucht wie ein sprudelnder Wasserquell, den man abdämmen will, seine eigenen Wege".

„Schicken Sie mir nur, so oft es geht, den Knaben heraus. Ich will ihn lehren, was ich selbst weiß und Gott wird schon weiter helfen."

Es wurde noch manches hin und her geredet, wobei auch der Alte einige Male ins Feuer kam und als er ging, schüttelten der Baron und die Baronin dem alten Bauer herzlich die Hände.

Hanpeterchen aber war wie umgewandelt. Sein Gesicht leuchtete in eitel Verzückung. Er rief auf dem Heimweg öfters mit lauter Stimme: „In dem Jungen steckt unstreitig ein großes Talent für die Kunst. Es wäre Sünde, wenn dasselbe nicht weiter ausgebildet würde".

4.

Der schwarze Pariser.

Der Schmalzbauer Holz war in nicht allzu freudiger Stimmung aus der Wahlversammlung zurückgekehrt. Man hatte ihn ja wohl zum Vorsitzenden in der Versammlung gewählt, aber alle seine Andeutungen, daß man ihn als Bürgermeisterkandidat aufstellen möchte, waren auf einen unfruchtbaren Boden gefallen. Entweder hatte man ihn nicht verstanden oder wollte ihn nicht verstehen.

Er fing an sich zu ärgern. Was seinen inneren Grimm aber noch wesentlich vermehrte, war das, daß der Name seines verhaßten Nachbars Schmidtlips mehrmals und nicht ohne Beifall genannt wurde, als wenn man ihn zum Bürgermeister wählen wolle. Schon der Gedanke an die Möglichkeit eines solchen Ereignisses konnte den Schmalzbauern rasend machen.

Er suchte zum Worte zu kommen, was ihm nur mit Mühe gelang. Als er einige Male umsonst „Ruhe!“ gedonnert hatte, griff er die Hauptwortführer von der Gegenpartei persönlich an: „Schneiderhannes“, rief er einem dürren, lebhaften Männchen zu, „könntest Du nicht einmal einen Vernünftigeren sprechen lassen, glaubst Du ihr „Schneiderböcke“ müßtet immer vorn aus sein“.

„Und Du, Krämerjakob“, machte er sich einem Hauptschreier bemerkbar, „hättest auch nicht nötig, das Maul soweit aufzureißen. Bezahle zuerst einmal Deine Schulden. Du bist mir schon zwei Jahre und länger die Zinsen schuldig.“

Nachdem er auf diese und andere Weise eine gewisse Stille erzwungen hatte, begann er gegen die Zugewanderten, die er nach seinem Lieblingsausdruck: „Hargeloffene“ nannte, zu donnern.

Die Schmalzhausener würden doch so viel Ehrgefühl und Vaterlandsliebe haben, daß sie einen Einheimischen wählen würden. Von einem Eingesessenen könne man sich alles bieten lassen, aber von einem solchen fremden Lumpenpack ließe er sich nicht kommandieren und inkommodieren, lieber ginge er aus dem Dorfe fort. Statt eines Lumpen sollten sie einen seßhaften, richtigen Mann wählen, der schon durch seinen Besitz und Reichtum den nötigen Einfluß hätte. Wer seinen Hausstand in guter Ordnung halte, der böte auch dafür Garantie, daß er den Gemeindehaushalt richtig leiten würde.

Im allgemeinen wurde die Rede sehr kühl aufgenommen. Nur die Schmalzbauern standen bei ihrem Kollegen. Die anderen fürchteten sich, schien es, mehr von der tyrannischen Selbstherrlichkeit der Schmalzbauern, als vor der Armut eines Fremden. Der Name „Schmidtlips“ wurde wieder genannt. Der Schmalzbauer Holz verließ kirschbraunrot im Gesicht die Versammlung, gefolgt von der ganzen Schmalzbauerschaft. Die Gegner behaupteten das Feld.

Die Sieger bildeten unstreitig die Mehrzahl in der Dorfschaft und der endliche Ausgang der Wahl schien durch den gegebenen Ausdruck der fast allgemeinen Willensmeinung schon im Voraus so sehr entschieden, daß jedes Ankämpfen dagegen einem vergeblich däuchte. Aber man darf deswegen noch lange nicht denken, daß jetzt die Schmalzbauern ihre Sache aufgegeben hätten. Sie hatten ja allerdings selbst nur über einen verschwindenden Teil

der Stimmen zu verfügen. Sie standen zehn gegen hundert. Doch wenn ihre Stimmen auch wenig waren, sie waren gewichtig und wurden durch so und so viel Äcker und mächtige Hofraiten unterstützt. Auch hatten sie das Herkommen für sich, wonach die Schmalzbauern in Schmalzhausen stets zuletzt den Ausschlag gegeben hatten. Warum diesmal nicht?

Allein, so fest auch stets die Schmalzbauern in ihren Rechten und in dem Herkommen standen, und so empfindlich und gereizt sie waren, wo nicht ihr Wille genügend respektiert wurde, so kaltblütig erschienen sie gegenüber der leidenschaftlichen Glut des Johann Adam Holz. Ihn stachelte jetzt nicht mehr allein der Ehrgeiz Bürgermeister zu werden, sondern der Haß und die Eifersucht auf seinen Nachbar Schmidtlips. Er dachte nicht mehr leben zu können, wenn er unterliegen müsse.

Der „Schmidtlips" hatte nie dem Schmalzbauern Holz etwas zu leid gethan. Er hatte im Gegenteil auf den Wunsch der Schmalzbauern, da es an einem tüchtigen Schmied im Dorfe fehlte, sich dort niedergelassen und nicht blos durch seine fleißige, vorzügliche Arbeit, sondern auch durch seine Rechtschaffenheit und sein kluges, leutseliges Wesen den höchsten Anforderungen derselben entsprochen.

Aber gerade der Erfolg seiner Arbeit und das sich daraus entwickelnde Ansehen des Schmieden wurde allmählich seinem reichen Nachbar ein Stein des Anstoßes. Der Schmalzbauer Holz konnte in seinem Stolze nur sich bückende, beugende und womöglich von seinem Almosen lebende Kreaturen brauchen. Jede Selbständigkeit ihm gegenüber oder jeder Vorzug, der einem Anderen eingeräumt wurde, war ihm verhaßt und weckte alle niederen

Leidenschaften in ihm auf. Der Schmied aber war sehr selbständig in seinem Auftreten und in seinem Urteil und seine Schmiede wurde nach und nach der Sammelplatz der Dorfangehörigen, da man dort immer neues erfuhr und guten Rat vernahm.

Der Schmidtlips stammte aus dem Norden Deutschlands. Seine hohe, stramme, feste Gestalt, sein hellblondes Haar und seine spitzige, exaktere Aussprache des Deutschen deutete darauf hin. Rasch, flink und bestimmt in seinen Bewegungen, war er auch ebenso entschlossen und entschieden in seinem Wesen und ebenso fest und klar in seinen Worten. Dabei erweckte sein Wohlwollen, seine Hilfebereitschaft, seine Gottesfurcht und der stille Frieden seiner Häuslichkeit überall das höchste Vertrauen.

Er war wie zum Führer einer Ortschaft geboren. Und als die ersten Spöttereien über seine fremde Art aufhörte, fühlte man es allgemein. Nur der Schmalzbauer Holz wollte die Überlegenheit des armen, fremden Mannes, der sich trotz Armut und Vorurteil zu einer so angesehenen Stellung emporgearbeitet hatte, nicht anerkennen. Er platzte fast vor Neid, zumal der Schmidtlipsin, die ein blutarmes Mädchen gewesen war, in letzter Zeit eine reiche Tante starb und ihr eine ziemliche Erbschaft hinterließ und der Schmidtlips jetzt einen Acker nach dem anderen kaufte, so daß er es den Schmalzbauern fast gleich that.

Als an jenem Sonntag der Schmalzbauer aus der Wahlversammlung heim kam, wußte der schwarze Pariser, der ihn beobachtete, sofort an den verschiedenartigen Wutäußerungen des reichen Bauern, den ganzen Hergang in der Versammlung, als wenn er dabei gewesen wäre. Seine Augen leuchteten vor Vergnügen. Hier war ihm

eine neue Gelegenheit geboten, den Schmalzbauer noch mehr in seine Gewalt zu bringen. Er mußte ihm seine Hilfe anbieten und sich unentbehrlich machen.

„Sie dürfen es nicht dabei lassen. Ihre Ehre leidet's nicht", sagte er.

„Lassen? Ich?" fragte mit grimmigem Lachen der Bauer. „Da kennen Sie mich schlecht. Das gibt ein Kampf auf Leben und Tod zwischen dem Schmidtlips und mir. Ich ruhe nicht, bis einer von uns auf dem Platze bleibt."

„Wenn Sie es erlauben, will ich Ihnen beistehen, Herr Holz", meinte der Pariser. „Ich glaube, daß ich in den Wirtshäusern, wenn ich sie abends besuchte, schon Stimmung für Sie zu machen verstünde. Auch wüßte ich vielleicht diesen oder jenen praktischen Plan in das Werk zu setzen, wenn ich mich einmal besser in die Ortsverhältnisse eingelebt habe."

Der Schmalzbauer, wenn er auch vielleicht sonst nicht so rasch alles faßte, erkannte sofort die Bedeutung dieses Vorschlages und wußte die Bundesgenossenschaft eines solchen weltgewandten, listigen Burschen in ihrem ganzen Wert zu schätzen.

„Topp!" rief er. „Hand her! Ich schlage ein. Und wissen Sie, was? Sie gehen gar nicht mehr nach der Stadt zurück. Sie bleiben hier. Dabei haben Sie ganz freie Verfügung über meinen Geldbeutel. Es mag kosten, was es will, aber Bürgermeister muß ich werden."

So war der schwarze Pariser ein ständiger Bewohner Schmalzhausens geworden, allerdings zur großen Freude des Wirtes, der, durch die Unterhaltungsgabe des Halbfranzosen angezogen, jeden Abend eine viel größere Anzahl von Gästen vorfand, aber dem Dorfe selbst und zumal dem Holzischen Hause nicht zum Heil.

Emil Lepont, so hieß der Schwarze, war zwar seiner Geburt nach ein ehrlicher Deutscher, aber sein Großvater stammte aus Frankreich und eine Vorliebe für französisches Wesen besaß auch von Frühe an der Enkel, welche noch durch seinen mehrjährigen Aufenthalt in Paris vermehrt worden war, obgleich derselbe ihm durchaus nichts genützt hatte. Denn neben einer Leichtfertigkeit der Gesinnung, die an Gewissenlosigkeit grenzte, hatte er aus den Kreisen und Gesellschaften, in welchen er verkehrte, die verderblichsten Theorien und Lehren mit nach Hause gebracht, welche er, um die allgemeine Unzufriedenheit zu schüren, jetzt verwertete.

Sogar schien er noch alte, geheime Verbindungen zu unterhalten. Er bekam wenigstens eine Menge Briefe und Schriften von auswärts und ebenso zeigte sich bald hier, bald dort eine verdächtige Gestalt in seiner Gesellschaft, die indessen bald wieder verschwand.

Der Schmalzbauer Holz merkte nichts, sondern freute sich über den Erfolg seines Agenten. Dagegen räsonierte der alte Großvater mehr als je über das Franzosengesindel, das noch das ganze Haus in das Unglück bringe und sang alte, vergessene Lieder aus den Freiheitskriegen und der Schmidtlips meinte, wenn das Gericht mit seinen Augen sähe, dann würde es den Emil Lepont hinter Schloß und Riegel setzen. Dort wäre er besser aufgehoben, als in dem Holzischen Hause und hinter dem Wirtstische.

Es war an einem warmen, wohligen Sommerabende, wo die Menschen zögern das dumpfige Schlafzimmer aufzusuchen, sondern lieber draußen sitzen, um den süßen Duft von Blättern und Blüten einzusaugen und vom kühlen Nachtwind erquickt in der ahnungsreichen Dämmerung

dem träumenden Geflüster der Baumblätter im nahen Obstgarten lauschen. Aus der dunklen Bläue des Himmels leuchtete hell die erste Mondsichel, aber am Firmamente zuckte fernes Wetterleuchten. Eben begann der Nachtwächter in seinem eintönigen Getute „zehn“ zu blasen, da schaute aus dem geöffneten Thore des Holzischen Gehöftes mit ängstlichem Gesichte „Schön-Annelies“ die Straße hinauf, die nach dem Walde führte.

Ihr Bruder, das Hanpeterchen, war ohne Vorwissen seines Vaters gegen Abend zu dem Herrn Baron hinausgeschlichen und noch nicht zurückgekehrt. Aber sie fuhr rasch mit ihrem Kopfe wieder zurück. Ein lauter, eiliger Schritt kam von dem Wirtshause her die Gasse herauf. Das konnte ihr Vater sein. Er war es jedoch nicht, sondern der schwarze Pariser, der übrigens nicht in das Holzische Gehöft einkehrte, sondern im Schatten des Gebäudes vorüberhuschte und erst viel weiter oben aus dem Schatten auf die helle Landstraße heraustrat und nun derselben entlang eilte.

Der Schmidtlips, welcher mit einigen Nachbarn rauchend auf der Bank vor seinem Hause saß, hatte den Halbfranzosen, trotzdem derselbe sich zu verbergen suchte, erkannt und sagte: „Wer jetzt diesem gefährlichen Menschen nachgehen wollte, könnte etwas erleben. Er hat sicherlich irgendwo mit anderem Gesindel eine Zusammenkunft. Wenn ich jünger wäre oder ein Recht dazu hätte, würde ich ihm nachschleichen. Aber man wird älter und kälter und geht solchen Abenteuern, die am Ende noch schlimm enden könnten, aus dem Wege und denkt: „Was Deines Amtes nicht ist, laß deinen Fürwitz“.

Jetzt in den Wald, wo ein Gewitter nahet, dem schwarzen Kerl nach, dem alles zuzutrauen ist? sagte der

eine der Nachbarn. „O nein. Keine zehn Pferde brächten mich dahin.“

Da kam Annelies über die Gasse herüber. „Ich meinte, ich hörte hier noch sprechen. Ach da sind Sie ja auch, Herr Nachbar“, sagte sie, zu Schmidtlips gewendet. „Ich bin so in Angst wegen des Hanpeterchens, der gar nicht zurückkommt und die Uhr geht schon stark auf „elf“.“ Sie erzählte, wohin er gegangen sei.

„Ich werde ihm entgegen gehen“, sagte Schmidtlips entschlossen. „Karl“, rief er einem seiner Jungen zu, der sich an einen Hauspfosten lehnte, „gehe hinein und hole mir meine Kappe und meinen Stock.“

„Ach wie danke ich Ihnen“, rief Annelies, Thränen in den Augen, aber erleichtert aufatmend. „Wir haben es wahrhaftig nicht um Sie verdient, daß Sie so freundlich sind.“

„Ist nicht der Mühe wert“, sagte kurz der Schmied.

„Gehet einer von Euch mit?“ fragte er seine Mütze aufsetzend und einen festen Knotenstock fassend zu den Nachbarn gewandt.

„Meine Kuh ist ein wenig „unpaß“, meinte der eine, „ich will doch jetzt einmal nach derselben sehen.“

„Ich muß mich frühe zu Bett legen“, erwiderte der Andere. „Morgen laß ich in der Waldwiese mähen. Da heißt es um 2 Uhr schon aufgestanden.“

„Feiglinge!“ murmelte der Schmied und schritt in rüstigem Schritte dem Pariser nach.

Die Blitze zuckten häufiger am Horizont und es begann sich dunkelschwarz über den Wald hinzulagern, während ein hohler Wind dumpfe Töne eines fernen Donners herüberbrachte. Ein schweres Gewitter schien im Anzuge. Aber der Schmied dachte nicht an das drohende Wetter. Ganz Anderes hatte sein Sinnen eingenommen. Den

thatkräftigen, mutigen Mann hatte, da er nun doch einmal in Bewegung gesetzt worden war, eine immer mehr wachsende Lust erfaßt, dem schwarzen Abenteurer auf seinen geheimen Gängen nachzuspüren.

Vielleicht, dachte er, könne er den Kerl entlarven und unschädlich machen.

„Man ist es", sprach er fast laut, „den braven Kindern und den beiden ehrwürdigen, alten Leuten schuldig. Denn er macht noch das ganze Haus unglücklich. Das ist gewiß. Wenn er dem Johann Adam Holz allein eine Falle bereitete, ohne daß es den Anderen verhängnisvoll würde, sollte mir es schon recht sein, denn dem Hochmutspinsel gehörte schon ein tüchtiger Nasenstüber. Aber ich fürchte für das Glück der ganzen Familie und ich fürchte selbst für das Wohl des Dorfes."

„Man muß ihm nachgehen!" sagte er nach einer Weile des Schweigens. „Jagt man nicht den Wolf, der sich in der Nähe einer Ortschaft zeigt? Tötet man nicht den tollen Hund, ehe er jemand beißt?"

In dem reckenhaften Schmied regte sich der waghafte Sinn seiner nordischen Vorfahren, die denselben so manchesmal in kühnen Seefahrten und wilden Freiheitskämpfen bewährt hatten.

Er faßte seinen Knotenstock fester und griff mit mächtigen Schritten aus.

Das Wetter war näher gekommen. Die Mondsichel war hinter tief hängenden, schwarzen Wolkenballen verschwunden. Der Sturm jagte Staubsäulen wirbelnd in die Luft, während die Bäume unter der Wucht seiner Stöße ächzten und krachten. Jetzt dröhnte auch ein Donner laut und frei über die weite, mächtige Waldung dahin. Ein sengender Blitz erleuchtete die nahen Ruinen

der Burg und des Herrenschlosses. Zugleich aber wurde in dem falben Schein des Blitzes das bleiche Gesicht des rasch dahereilenden Hanpeterchens sichtbar.

„Wo kommst so spät her, Peter?“ fragte der Schmied. „Ich bin Dir entgegengegangen. Deine Schwester hat sich sehr um Dich geängstet.“

Dem Schmiede war es nicht ganz recht, daß ihm der Bube hier schon begegnete. Er wäre gern weiter gegangen. Er dachte auch daran den Hanpeter allein heimzuschicken. Doch der Junge kam ihm so sonderbar aufgeregt vor, daß er zuerst fragte: „Was ist Dir passiert, Peter? Oder hast Du vielleicht Angst vor dem Gewitter?“

Hanpeterchen schüttelte energisch den Kopf. Dagegen wollte es mit seiner weiteren Antwort nicht so recht fort. Durch die innere Erregung stammelte er wieder. Indessen erfuhr der Schmied doch nach und nach die Hauptsache.

Hanpeterchen war von dem Baron sehr freundlich empfangen worden. Derselbe hatte ihm allerlei Anleitung im Zeichnen und eine Anzahl Vorschriften zur Selbstübung gegeben.

Darüber war es schon einigermaßen spät geworden und es wäre Zeit zur Heimkehr gewesen, aber der Knabe hatte solche Freude an den alten Ornamenten des Schlosses und zumal an den Statuen im Garten gefunden, daß er sich nicht so schnell von denselben trennen konnte. Er schweifte, nachdem er schon längst von der Familie des Barons Abschied genommen hatte, im Park umher und verirrte sich zuletzt.

Als er wieder den rechten Pfad gefunden hatte, hörte er Stimmen dicht neben sich im Gebüsche laut werden. Er erschrack und hielt seine Schritte an. Man sprach zum Teil deutsch, zum Teil französisch. Hanpeterchen

konnte nur einzelne abgerissene Worte verstehen, worin furchtbare Drohungen ausgestoßen wurden und wo von Mord und Brand, von Petroleum und Dynamit die Rede war.

Ein Entsetzen erfaßte ihn. Er wollte entfliehen, aber das Geräusch, welches er bei seiner Flucht machte, mußte ihn verraten haben. Er sah sich plötzlich von einer Anzahl wilder Gesellen umringt, die ihn mit ihren Revolvern und Messern bedrohten.

„Schießt den Hund nieder!“ rief ein tiefbärtiger Kerl in einem Deutsch, das den Ausländer darthat. „Er ist besser tot, als daß er uns verrät.“

Hanpeterchen gab sich verloren. Die Mehrzahl stimmte dem Bärtigen bei. Eine rauhe Hand faßte den Knaben, um ihn tiefer in den Wald zu schleppen. Hanpeterchen vergingen die Sinne. Als er wieder erwachte, sah er einen vermummten Mann, den er bisher nicht beobachtet hatte, auf den Bärtigen heftig einreden. Auch er redete französisch, wiewohl in einem gewissen Flüstertone. Dann griff er den Hanpeter und sagte mit heiserer Stimme: „Lauf, so lieb Dir Dein Leben ist. Du bist frei.“

„Hast Du den Vermummten erkannt?“ fragte in größtem Eifer der Schmied.

„Nein“, erwiderte Hanpeter.

„Hatte seine Stimme Dir nichts Bekanntes oder erinnerten Dich seine Bewegungen nicht an jemand?“

„Es wird wohl der Räuberhauptmann gewesen sein“, meinte Hanpeter. „Ich sah und hörte nichts und war froh wieder frei zu kommen.“

„Es wäre mir lieb gewesen, Du hättest Augen und Ohren aufgethan“, sagte der Schmied. „Wir hätten vielleicht keinen üblen Fang gethan. So wird uns gerade

der Hauptmann entgehen, wenn wir auch nach den Anderen einen Streifzug unternehmen."

Er sagte dem Knaben nicht, daß er glaube, der Anführer jener Bande sei Emil Lepont, der schwarze Pariser gewesen.

5.

Räuberbande.

Die Begegnung, welche Hanpeterchen in dem verwilderten Schloßpark hatte, machte viel Lärm in der Gegend. Lange Wochen war von nichts anderem die Rede in allen Spinnstuben und Wirtshäusern, als von der großen Räuberbande, die in den Ruinen von Bucheck ihren Sitz hätte.

Völlig maßlose Vermutungen wurden aufgestellt und sinnlose Geschichten erzählt. Selbst die Gerichte nahmen die Sache in die Hand. Gensdarmen ritten hin und her. Sowohl mit Hanpeterchen, als mit Schmidtlips, als auch mit dem schwarzen Pariser, auf welchen Schmidtlips aufmerksam gemacht hatte, weil er den Abend gleichfalls des Weges gegangen sei, wurden Verhöre angestellt. In dem Park und in den Ruinen wurden die genauesten Untersuchungen unternommen. Doch kam man zu keinem anderen Resultate, als eben zur Erzählung des Knaben.

Emil Lepont sagte, daß er seiner Gesundheit wegen noch einen Spaziergang gemacht habe. Sein Weg aber hätte ihn nicht in die Ruinen, sondern an denselben vorbeigeführt. Zu seinem Leidwesen sei er von einem schweren

Gewitter überrascht worden und hätte mit Sturm und Regen genug zu thun gehabt. Sonst hätte er seiner Umgebung mehr Aufmerksamkeit geschenkt und vielleicht etwas wahrgenommen, was so aber nicht geschehen sei.

In dem Park fand man keine Spuren die auf die Anwesenheit einer Anzahl Personen hinwies, sei es, daß der das Gewitter begleitende Regenguß alle Eindrücke in den feuchten Boden verwischt hatte, sei es, daß überhaupt gar keine Bande dagewesen war.

Da dieselbe nämlich so plötzlich und so völlig wie von dem Erdboden verschlungen, verschwunden war, begann man zu glauben, daß sie überhaupt nur in der Phantasie des Jungen existiert habe und eine Geburt seiner Angst in jener Gewitternacht gewesen sei. Selbst der Schmidtlips fing an, an dem ganzen Vorfall zu zweifeln.

Siehe da wurde eines Tages der Metzger Hassel in einem Walde angefallen und seines wohlgefüllten Geldgurtes beraubt. Er wäre getötet worden, wenn nicht ein Vermummter hinzugetreten wäre und dem Mörder zugerufen hätte: „Halt ein, das ist der „Unrechte“.“

Der „Unrechte“ — so hieß er fortan zur Unterscheidung von dem Bäcker, der nun der „Rechte“ genannt wurde. Aber auch der „Rechte“ ging nicht ungerupft aus.

Es wurde ihm brieflich aufgegeben, zwei Tage nach Empfang des Briefes 5000 Mark auf eine näher bestimmte Steinbank bei dem Städtchen nachts um 1 Uhr hinlegen zu lassen. Auf diese Weise allein könne er sein Leben loskaufen. Wenn das Geld nicht zur bestimmten Stunde da wäre oder die Hilfe der Polizei oder der Gerichte angerufen würde, würde man den „Rechten“ schon zu treffen wissen.

Seufzend und mit schwerem Herzen brachte der Bäcker

die Summe auf, die ein arges Loch in seinen Geldbeutel machte. Aber was thut man in der Angst um das Leben nicht?

Freilich wurde er nun doch die Angst nicht los, da er nun einmal der „Rechte“ hieß und die Polizei, der er nachgehends die Erpressung mitteilte, nichts ausfindig machte, weder hier noch in anderen Fällen. Dann kurz nach einander wurden noch einige Dynamitattentate und ein paar Brandstiftungen in der Gegend bekannt, die stets eine Menge Menschen in höchste Gefahr gebracht hatten und stets unentdeckt geblieben waren.

Die Zeiten schienen schlimmer, als die Zeiten des Schinderhannes.

Ein panischer Schrecken ergriff die Menschen. Man gab jetzt nicht blos zu, daß das Hanpeterchen recht gesehen hatte, sondern wunderte sich nur, daß er mit heiler Haut davongekommen war. Die abenteuerlichsten Gerüchte tauchten auf, die sich von Dorf zu Dorf vergrößerten und in ihrem Kreislauf noch fremde Zuthaten aus längst vergessenen Räubergeschichten erhielten.

Was waren die Räuberhelden früherer Jahrhunderte gegen den Vermummten? An Blutdurst und Grausamkeit, an verzweifelter Tapferkeit und listiger Verschlagenheit kam ihm Keiner gleich. Man sagte, er sei ein französischer Graf, der im Deutschenhaß geschworen habe, ganz Deutschland mit Dynamit und Petroleum zu vernichten.

Eine solche Angst und Unsicherheit, die sich völlig grundlos nur durch sich selbst lawinenartig vergrößerte, packte die Leute, daß sie am hellen Tag kaum durch den Wald zu gehen wagten und nachts sich fürchteten, nur um einen kurzen Gang zu machen, das Haus zu verlassen.

Die größten Angsthasen aber erzählten stets die schrecklichsten Geschichten darüber, was sie alles gesehen und

erlebt hatten, woran natürlich kaum ein Titelchen wahres war.

Am meisten litt der Baron Bucheck und seine Familie unter diesen ärgerlichen Räubergeschichten. Ihm schienen mehr oder weniger auch alle die gemachten Anschläge zu gelten. Wenigstens fand er eines Morgens einen an seiner Thüre angehefteten Zettel, worauf geschrieben stand: „Frankreich fordert seine Tochter zurück. Krieg bis auf das Messer! — Ein unglücklicher Vater.“

Nach diesem Briefe schien es, als ob der unglückselige Graf, weil Drohungen nichts geholfen hatten, zu Gewaltmaßregeln schritt, um sich wieder in den Besitz von seiner Tochter und seinem Enkel zu setzen.

Der Baron sagte seiner Frau nichts von dem gefundenen Schriftstück, aber er selbst machte sich die schwersten Gedanken.

Sollte der Zettel wirklich von seinem Schwiegervater herrühren, indem derselbe auf diese Weise sein Kind wieder zu erlangen suchte? Sollte er der Räuberhauptmann, der Vermummte, der französische Graf selbst sein, von welchem das Volk fabulierte? Er konnte es nicht glauben. Es wäre zu schrecklich gewesen. Er, der edle, hochgesinnte Mann konnte sich nicht so erniedrigen. Und dennoch. — Gab es nicht Beispiele, daß wilder Haß und fanatische Leidenschaft Menschen völlig verwandelten? Hatte nicht verkehrter Glaubenseifer wirklich fromme, opfermutige Priester zu entmenschten Folterknechten gemacht? Hat nicht die lodernde Flamme des Bürgerkrieges schon zarten Jungfrauen den blutigen Dolch in die Hand gedrückt? Und vermochte nicht am Ende die ungestillte Sehnsucht nach seinem einzigen ihm noch übrig gebliebenen Kinde dem alten, einsamen, verbitterten Mann unsinnige Gedanken und Pläne einzugeben.

Dann freilich, wenn es wirklich so war, drohten dem Baron von zwei Seiten Gefahren, die zweifellos seinen häuslichen Frieden und sein stilles Glück mit zermalmendem Fuß vernichten mußten. Sein Schwiegervater, dafür kannte er ihn, ließ in seinen Verfolgungen nicht eher nach, bis er seinen Zweck erreicht und ihn selbst zum Nachgeben gezwungen hatte, wozu er dagegen sich ja nie verstehen würde. Er konnte weder selbst Franzose werden, noch sich seiner Gattin oder seine Kinder ihrer Mutter berauben und wenn sein Leben und sein geringer Besitz darüber verloren ging.

Auf der anderen Seite aber durfte er sich auch nicht besonders zur Wehre setzen oder die Gerichte zu seinem Schutze anrufen. Wenn er seinen Schwiegervater in das Zuchthaus oder auf das Schaffot brachte, zerriß er nicht damit für immer mit eigener Hand die zarten Liebesbande, die ihn mit seiner Frau verknüpften — gab er derselben nicht gleichsam als Lohn für alle ihre Hingebung und Treue durch die Verfolgung ihres Vaters den Todesstoß in das vertrauende Herz?

O, dieses unselige, schreckliche Verhältnis! Wann war einmal Aussicht, daß dasselbe sich friedlich löse? Wann würden sich die Wolken verziehen, die stets ihr Eheglück düster drohend umlagerten?

Der Mann ging bleich und angegriffen umher. Nachts schlief er nicht und bei Tage wurde er die Sorgen nicht los. Weder seine Frau noch seine Kinder sollten übrigens merken, welches Verhängnis über ihnen schwebte und wie dasselbe jeden Augenblick ihr Dasein und ihr Zusammenleben bedrohe. Sie sollten ahnungslos in der Sonne des Glückes spielen, so lange es ging. Wenn die alles Licht und Sonnenschein verschlingenden Schatten kamen, war es Zeit genug, daß sie es erfuhren.

Der Baron hatte mit Hans Werner abgemacht, daß sie zuerst jeden Abend Garten und Ruine in Begleitung des großen Hundes abpatroullierten und dann nachts abwechselnd Wachtdienst thaten. Es schien ihnen eine solche Vorsicht nicht blos wegen ihrer einsamen Wohnung notwendig, und deshalb, weil zuerst in dem alten Park jene verdächtigen Gesellen erblickt worden waren, sondern auch weil, um keine schlimmere Kollision herbeizuführen, sie sich, absehend von allen Behörden, auf ihren eigenen Schutz verlassen mußten und die Anzeichen sich mehrten, daß die Bande noch in der Nähe ihre Thätigkeit entfaltete.

Auf seinen Waldzügen waren schon öfters Hans Werner zweideutige Gesellen aufgestoßen, die ihm drohend nachblickten. Auch hatte er eines Tages die Spuren eines Waldbrandes gemerkt, der unstreitig beabsichtigt war, indem er, wenn er gelungen wäre, den ganzen jungen Bestand des Waldes vernichtet hätte. So hörte er auch nachts, da er gerade Dienst hatte, flüsternde Stimmen im Garten und kurze Zeit darauf ein Geräusch, als wenn irgendwo gegraben würde.

Es war eine dunkele, stürmische Nacht. Der treue Mann zitterte, wenn er an die unbekannten Gefahren dachte, welchen der Baron und die Seinigen ausgesetzt waren. Doch ehe er denselben weckte, wollte er zuerst einmal nachsehen, was man denn eigentlich im Schilde führe. Einen tüchtigen Prügel im Arme schlich er leise aus dem Hause, den verdächtigen Tönen folgend.

So war er schon so nahe gekommen, daß er einzelne finstere Gestalten unterscheiden konnte, die in den alten Ruinen beschäftigt schienen. Er wollte sich zurückziehen, strauchelte aber über einen Stein und verriet durch den Lärm seines Falles seine Anwesenheit.

Als er sich eben wieder erhoben hatte, leuchtete ihm eine Blendlaterne in das Gesicht und eine Stimme sagte: „O, das ist der Bauernlümmel in dem Hause des Barons, der sich überall wichtig macht. Dem können wir ja einmal gerade einen Denkzettel geben, daß er sein Spionieren für die Zukunft läßt". Zugleich fiel ein Hieb auf seinen Kopf, der ihn etwas betäubte und vier bis fünf Kerls sprangen auf ihn ein.

Aber sie sollten sich doch bös in dem Bauernlümmel versehen haben. Der Sieger in so mancher Schlacht, der Held des eisernen Kreuzes ergab sich nicht so leicht.

In seiner Riesenkraft faßte er den Ersten und warf ihn mit solcher Gewalt den Andringenden entgegen, daß dieselben mit ihm den Abhang hinab kollerten. In demselben Augenblick ergriff er seinen Prügel und schlug so derb den Anderen auf die Köpfe, daß denselben Hören und Sehen verging. Zugleich ließ er einen Pfiff ertönen, der den Bernhardiner herbeirufen sollte.

Kaum aber hörte die nächtliche Bande das tiefe Bellen des Hundes, der Antwort gab und der den an sich schon unüberwindlichen Gegner verstärken sollte, als sie eiligst Fersengeld gab.

Als am Tage darnach der Baron und Hans Werner den Platz untersuchten, wo die unheimlichen Gesellen ihr verruchtes Werk betrieben hatten, fanden sie Dynamit und eine Mine, die nach dem alten Schlosse zuführte.

„Sie wollen mir das Schloß meiner Ahnen in die Luft sprengen, wie sie mir meinen Wald verbrennen wollten", sagte der Baron höchst niedergeschlagen.

„Sie wissen, wie mein Herz an dem alten Bau hängt und wie ich durch den Wald wieder zu einigem Vermögen kommen kann. Es liegt ein teuflischer Plan

dem Ganzen zu Grunde. Sie wollen mir meinen Wohnsitz und mein Vermögen zerstören, um mich in die Arme meines Schwiegervaters zu führen. Jetzt glaube ich wirklich, daß er dahinter steckt."

Der bleiche Mann seufzte tief auf. „Um meiner Frau und Kinder willen will ich mich so weit demütigen und an den Grafen schreiben."

6.

Bürgermeisterwahl.

Derjenige, auf welchen in betreff seines künftigen Geschickes die einzelnen Räubereien den meisten Einfluß ausüben sollten, kümmerte sich am allerwenigsten um dieselben — der Schmalzbauer Johann Holz. Er lebte nur noch in Bürgermeisterträumen und wiegte sich in stolzer Sicherheit.

Sein treuer Helfershelfer, der schwarze Pariser, hatte trefflich für ihn gearbeitet. Seinen listigen Worten sowohl, als auch den geheimen Bearbeitungen der Hauptstimmenführer, denen man bald diesen, bald jenen Vorteil in Aussicht stellte, war es gelungen, die Stimmung im Dorfe umzugestalten und für den reichen Johann Adam Holz zu gewinnen. Der Name seines Gegners wurde gar nicht mehr genannt.

Die Wahl des stolzen Schmalzbauern ergab sich als etwas geradezu selbstverständliches. Er betrachtete sich auch

bereits als Bürgermeister und im Vollgefühl seiner Würde ließ seine herablassende Gnade nichts zu wünschen übrig. Dabei gab er zu verstehen, daß jetzt im Dorfe alles anders und besser werden würde.

Vorläufig ordnete er einmal die Verhältnisse in seinem Hause wenigstens nach seiner Ansicht echt weisheitsvoll und würdig. Um die Ansichten anderer kümmerte er sich nicht. Dieselben hätten vielleicht seinem Verfahren andere Beiwörter gegeben. Den Hanpeter stempelte er mit Aufbieten seiner ganzen väterlichen Autorität zum Bauern. Er hätte genug gefaulenzt, sagte er zu ihm. Jetzt hätten die Dummheiten mit der Künstlerschaft und einfältigen Alfanzereien aufzuhören, wenn einigermaßen etwas aus ihm werden und er das Bauerngut später übernehmen sollte.

Was lag ihm an der Schwächlichkeit und dem ausgeprägten Talent des Buben? Der Schmalzbauer wollte seinen Willen haben und dem mußten Himmel und Erde sich fügen.

Der Grund zu diesen energischen Willensäußerungen des Schmalzbauern war die Begegnung desselben mit den Räubern und die arglistigen Einflüsterungen des „Schwarzen", dem der Knabe unbequem geworden war.

„Wenn er Maler wird", sagte er zu seinem Vater, „ist er als Bauer verloren."

Wenn aber der Pariser nachgesonnen hätte, hätte er sich nicht grausamer, als so an dem armen Jungen rächen können.

Seit der Verbindung mit dem Baron und seit der Anerkennung seines Talentes von seiten desselben war ein neues Leben in dem Knaben entstanden. Er wuchs geistig und körperlich. Seine Augen leuchteten im Feuer der Begeisterung. Gedanken und Ideen, wovon er früher

keine Ahnung hatte, tauchten in ihm auf. Es schien, als wenn sich in jeder Art aus der verkümmerten Puppe ein prächtiger Schmetterling entwickeln wollte. Der Großvater nickte der Großmutter verständnisinnig zu, wenn er mit sich hebender, kräftigerer Gestalt und flammenden Wangen vor ihnen stand und seine Leistungen besprach.

Siehe, da legte sich wie ein Eishauch die harte Hand seines Vaters auf das erwachende Leben. Mit blutendem Herzen trug er alle die Zeichnungsapparate und Kunstblätter wieder hinaus, die er von dem Baron empfangen hatte.

Wie geistesabwesend und mit müden Knieen schritt er hinter dem Pfluge her oder fuhr Dung auf die Krautäcker. Es war ihm, als wenn ihm die Seele aus dem Leibe gerissen wäre, als wenn er fürderhin blos noch in seiner seelenlosen Gestalt über die Erde zu wandeln hätte. Kaum, daß die Glaubenslieder und Trostsprüche des Großvaters etwas bei ihm ausrichteten.

Ähnlich wie dem Knaben erging es Schön-Annelies. Auch sie war ganz trostlos. Die alten Großeltern hatten einen schweren Stand bei ihren Enkeln, um sie von verzweifelten Schritten abzuhalten.

Die schon einmal halb abgebrochene Heiratsidee mit dem reichen Bäcker Hassel war wieder aufgegriffen worden und wurde jetzt mit aller Energie betrieben. Vergebens war aller Widerstand und alle Thränen des Mädchens und alle Vorstellungen der Großeltern ihrem Sohne gegenüber, indem sie auf den schlechten Lebenswandel des Bäckers hinwiesen und auf die Gerüchte, daß seine erste Frau an Kummer und gebrochenem Herzen über die Gemeinheit ihres Mannes gestorben sei. Der Reichtum überwand in den Augen des Schmalzbauern alle Fehler.

„Du opferst Dein eigenes Kind dem Gotte Mammon.

Du bist ärger als ein Heide, die nur Tiere ihren Göttern opferten", sagte der alte Großvater.

„Ich bin Herr im Hause und lasse mir von niemanden dreinreden, sondern thue, was ich für recht und gut halte", erwiderte der Sohn.

Als gerade damals, da die Verlobung zum Abschluß kommen sollte, den Unrechten ein Raubanfall traf und hernach der Rechte zahlen mußte, gab es wohl einen kleinen Aufschub in der Geschichte, aber aufgegeben war sie noch nicht. Sobald die Bürgermeisterwahl vorüber wäre, sollte alles „fest" gemacht werden, wie der Schmalzbauer sich ausdrückte.

Endlich kam die Bürgermeisterwahl.

Die Vorbereitungen zu derselben in dem Holzischen Hause waren großartig. Kränze lagen bereit, um eine Triumphpforte für den Neugewählten zu bauen. Kuchen wurden gebacken, Schinken gekocht, Würste gesotten und gebraten. Dazu sollte der Metzger Hassel, der neben seinem Bruder Bäcker zu der Festlichkeit geladen war, noch etliche Kalbs= und Rindsbraten und ein tüchtiges Faß Wein auf seinem Wagen mit herausbringen.

Die Fässer Bier besorgte der Dorfwirt. Dazu waren zwei Musikbanden bestellt, um den Umzug durch das Dorf zu begleiten und den Abend beim Gelage aufzuspielen. Der schwarze Pariser dagegen war auf dem schnellsten Pferde nach der Stadt gesprengt, um noch ein Feuerwerk und bengalisches Feuer zu besorgen.

Raketen sollten steigen und bengalisches Feuer das Haus und das Gehöfte beleuchten. Trompeten sollten blasen und Pauken und Posaunen das Hoch der Menge begleiten, wenn der große Moment kam, daß der reiche Schmalzbauer Holz zum Oberhaupt Schmalzhausens er=

wählt wurde und sollten zugleich ein Volksfest einleiten, dem nach der kurzen Nacht kaum der anbrechende Tag ein Ziel setzen würde, ein Volksfest, wie es Schmalzhausen noch nie gesehen hatte, wie es dasselbe aber verdiente, da es seinen ersten und reichsten Bürger zum Bürgermeister wählte.

Johann Adam Holz selbst war in einer gehoben feierlichen Stimmung, die ihn so weich machte, daß er Hanpeterchen, der klug die Gelegenheit benutzte, sogar erlaubte zu dem Baron hinauszugehen. Aber er sollte eine böse Enttäuschung erleben, noch ehe es Abend wurde.

Der Landrat war herausgekommen, um persönlich die Wahl zu leiten. Derselbe begrüßte den Schmalzbauern Holz sehr freundlich und sagte, man würde ihm ja bald gratulieren können. Er hatte auch davon gehört, daß man sich über die Wahl desselben bereits geeinigt habe. Der reiche Bauer dagegen, seiner Sache völlig sicher, nahm sich schon die Freiheit, den Landrat zu der kleinen Festivität, die er später veranstalten würde, einzuladen.

Was allein verdächtig erscheinen konnte und was auch den Schmalzbauern ein wenig stutzig hätte machen sollen, waren die verlegenen Gesichter und die gedrückte Stimmung der Wahlmänner, welche sich zeigte, als der Landrat in Begleitung des Johann Adam Holz an sie herantrat.

Sie hatten ja beschlossen, ihn nicht zu wählen. Allerdings thaten ihnen die leckeren Kuchen und die Schinken, das schäumende Bier und das Feuerwerk leid genug. Der Schinkenduft begleitete sie bis in das Wahllokal. Aber so groß auch ihre Gierde war nach einer solchen außerordentlichen Schmauserei, ihre Angst war größer.

Ohne das unvermutete Auftauchen einer Räuberbande in der Gegend und ohne die maßlosen Schreckensgerüchte,

wäre der Schmalzbauer sicherlich gewählt worden. Aber die Schmalzhäuser sagten ganz mit Recht, in einer gefährlichen Zeit müsse ein tapferer, energischer Mann an der Spitze stehen und ebenso mit Recht erklärten sie den Johann Adam Holz für keinen energischen Mann, so hart und stolz er war, weil er sich von einem Abenteuerer vollständig lenken und leiten ließ.

Gerade dieses Verhältnis zu dem schwarzen Pariser und dessen zweideutige Persönlichkeit war es, was die meisten kopfscheu machte. Anfangs hatten sie sich ja von ihm im Wirtshause einnehmen und auf des Schmalzbauern Kosten von ihm traktieren lassen und waren auch gewillt gewesen, auf seine Wünsche einzugehen, aber da derselbe jetzt immer öfter in Verbindung mit der Räuberbande genannt wurde und fast gewiß war, daß er nicht nur zu ihr gehörte, sondern vielleicht gar ihr Hauptmann sei, zog man sich kühl zurück.

Man sagte direkt nichts. Denn man konnte ja nichts beweisen. Man ließ auch den Schmalzbauern nichts merken. Derselbe hätte sich ja doch nicht überzeugen lassen. Allein man munkelte hin und her, bis man zu dem Entschlusse kam, sich keinen Sperber in das eigene Nest zu setzen, indem der Pariser, wenn auch Johann Adam Holz den Namen hergab, der eigentliche Bürgermeister von Schmalzhausen werden würde.

Der Schmalzbauer Holz, der als bisheriges Mitglied des Gemeinderates, ebenfalls eine Wahlstimme hatte, war mit den anderen in das Wahllokal eingetreten. Ihm wurde fast ungeduldig zu Mute, als noch einmal die einzelnen Paragraphen der Wahlordnung verlesen wurden. Es wären ja nur leere Förmlichkeiten, die die Sache aufhielten, wie er meinte. Auch hielt er es für überflüssig,

daß noch einmal Stimmzettel verteilt wurden. Aber wie erstaunte er, als nun ein Stimmzettel nach dem anderen verlesen wurde und sein Name, wie er es sicher erwartete, gar nicht genannt wurde, sondern der Name seines Todfeindes, des Schmidtlips. Nur seine eigene und die Stimme eines anderen Schmalzbauern waren auf ihn gefallen, sämtliche anderen auf den Schmidtlips.

Schmidtlips war zum Bürgermeister gewählt worden.

Träumte er nur so schwer oder war er wirklich wach? Wankte die Erde? Wollte der Himmel einstürzen?

Erst nach und nach kam dem Bauern eine Art Bewußtsein seiner Lage, aber zugleich auch eine grenzenlose Wut.

„Ich protestiere gegen die ganze Wahl", schrie er. „Sie ist gegen Recht und Gesetz. Wie kann ein Hergelaufener soviel gelten, als ein Einheimischer? Heißt das nicht Brauch und Sitte auf den Kopf gestellt? Soll einer über uns gebieten, der vor ein paar Jahren in das Dorf wanderte, seine ganze Habe im Schnupftuch? Soll der fremde Lump, der nicht einmal unsere Sprache spricht, mehr sein, als ein Seßhafter, dessen Haus und Hof steht, solange das Dorf steht? Sollen die Stimmen des Lumpenpacks im Dorfe von nun an alles nach ihrem Willen einrichten und uns nach ihrem Gefallen den Bürgermeister geben? Wer hat das Feld im Dorf? Wer bezahlt die Steuern? Von wem leben alle anderen? Doch allein nur von uns, den Schmalzbauern. Aber wir Schmalzbauern werden mit unserer Meinung in die Ecke gedrückt. Wir haben nur zwei Stimmen gegen zehn. Liegt darin Sinn und Verstand? Darum sage ich, die Wahl ist ungültig. Sie ist erschlichen von dem Fuchs, dem Schmidtlips. Ich protestiere gegen alles."

Der Landrat war selbst bestürzt über den unerwarteten Ausfall der Wahl. Er bemitleidete den arg enttäuschten Schmalzbauern. Allein, nachdem einmal die Sache sich so entschieden hatte, hielt er strenge an Gesetz und Ordnung.

In scharfem Tone sagte er: „Sie haben nur Einspruch gegen die Wahl zu erheben wegen etwaiger Formfehler im Wahlgang oder wegen ungesetzlicher Wahlbeeinflussung. Wenn Sie darüber nichts zu sagen wissen, schweigen Sie still. Ich hoffe wohl, daß man ihrer erregten Stimmung die starken Ausdrücke und Persönlichkeiten, welche Sie sich erlaubt haben, zu gute halten wird, aber ich werde weitere Ausschreitungen und Beleidigungen nicht dulden".

Wenn indessen der Landrat meinte, auf diese Weise den Wütenden beschwichtigen zu können, so sollte er sich sehr irren. Jetzt erst begannen von seiner Seite die Persönlichkeiten in kränkendster Weise.

„Wenn Sie nicht schweigen, lasse ich Sie abführen", rief der Landrat.

Auch jetzt schwieg der Bauer nicht, so daß der Landrat Ernst machte mit seinen Worten und einem Gensdarmen rief.

Anfangs schien es, als wollte sich der Schmalzbauer zur Wehre setzen, dann aber wurde er plötzlich ganz ruhig, aber es war die Ruhe des höchsten Grimmes.

„Lassen Sie mich nur", knirschte er. „Ich gehe schon allein. Aber man hat mich nicht blos heute aus dem Rathause hinausgeworfen, sondern auch aus Schmalzhausen. Ich bleibe nicht mehr länger in Deutschland. Ich wandere aus nach Amerika."

Sein Gesicht war fast blau vor Zorn. Die Sonne schien ihm einen blutigen Schein zu haben.

Als er vor das Rathaus kam, erblickte er die in der Gasse wartenden Musikanten.

„Spielet auf!“ rief er ihnen zu. „Ich kann es noch bezahlen.“

An seinem Thore angekommen, bezahlte er ihnen noch ein Mal so viel, als sie als Zahlung verlangten. Dann befahl er seinen Knechten, die Fässer aufzuschlagen und das Bier auslaufen zu lassen. Die Kuchen, Würste und Schinken wurden an die Schulkinder verteilt.

Als es Abend ward, ließ er das Feuerwerk losbrennen und während sein Haus bald in rotem, bald in grünem Scheine leuchtete und Raketen zum Himmel emporzischten, mußten seine Knechte rufen: „Hurra, nach Amerika!“

7.

Zwei Briefe.

Der Baron hatte wirklich geschrieben und folgenden Brief von dem Grafen erhalten:

Paris — — — —

Lieber Schwiegersohn!

„Noch habe ich die Hand nicht im Spiele gehabt bei der Thätigkeit jenes geheimen Bundes, auf welchen Du anspielst. Doch stehe ich ihm nicht mehr fern und werde demnächst eintreten.

Denn ein Bund ist es, nicht eine Bande, wie Du sie betitelst, ein hoher, heiliger Bund, um gutes zu schaffen. Du nennst diese Leute Räuber und Schurken, und sprichst von ihren Thaten als Schandthaten und Verbrechen.

Ich nenne dieselben Patrioten und Helden, und spreche von ihrer Vaterlandsliebe und ihrem Opfermut.

Emile Lepont, den Du „den schwarzen Pariser" benamst, hat meine höchste Achtung. Er scheint die Schlauheit eines Gascogners mit der ritterlichen Tapferkeit eines Grandseigneurs der alten Schule zu verbinden. Wenn er Dich aus Deinem alten Neste und aus Deutschland ausgeräuchert hätte, um Dich und meine Tochter und meine Enkel nach Frankreich und in meine Arme zu treiben, hätte er mir eine große Wohlthat erwiesen, die ich ihm königlich belohnt hätte. Ich habe eingehende Berichte von seiner Hand. Doch war Deine Ausräucherung nur ein Nebenplan von ihm. Seine eigentlichen Pläne gehen viel höher.

Was bleibt einem edlen Vaterlandsfreunde jetzt anderes übrig, als zu konspirieren?

Mit den Waffen in der Hand ist diese rohe, derbe, deutsche Masse nicht leicht zu bewältigen, denn diese roten Barbaren haben den Mut, die Kraft und die Haut der Bären, aber die Geistesmacht der Franzosen wird sie überwältigen.

Du sagst, wir lebten in Frieden? Sprich, wie kann Frieden sein zwischen dem Verratenen und dem Verräter? zwischen dem Beraubten und dem Räuber? zwischen dem Gemordeten und dem Mörder? Solange das französische Schwert sich nicht satt gewühlt hat in dem Herzblute der Deutschen, wird kein Friede sein, werden die blutgetränkten Schlachtfelder und die bleichenden Heldengebeine nach Rache schreien.

Deutschland muß zu Grunde gehen, wenn die Blüte der Menschheit, wenn Frankreich gedeihen soll.

Eine Thorheit haben wir begangen. Das sehe ich jetzt ein. Statt sie in offener Feldschlacht zu bekriegen,

hätten wir diese deutschen Barbaren sich selbst und ihren Leidenschaften überlassen sollen. Sie hätten sich untereinander selbst zerfleischt und aufgefressen. Wir hätten nur hin und wieder da und dort das Feuer zu schüren brauchen. Wir hätten unsere großen Opfer nicht nötig gehabt zum Siege. Aber es ist auch jetzt noch nicht zu spät. Darauf müssen unsere Rachepläne gehen: nur immer zu hetzen und zu schüren.

Es war ein Unglück, daß wir in diesen Jahren keinen großen Staatsmann hatten.

Richelieu und der große Napoleon haben es verstanden, Uneinigkeit im deutschen Reiche zu säen und einen Stamm gegen den anderen zu erregen. Darum lag auch Deutschland gedemütigt zu ihren Füßen. O, hätten sie es nur vernichtet!

Aber, wie gesagt, noch ist es nicht zu spät. Einen Krieg werden wir nicht mehr führen wie im Jahre 1870; wir wollen uns nicht mehr verraten und morden lassen, allein wir werden dennoch siegen. Der Sieg und das Ende Deutschlands ist vielleicht näher, als Du glaubst.

Die Gedanken Richelieus und Bonaparte Napoleons sind Gemeingut der französischen Nation geworden. Überall sind in Deutschland französische Schürer und Hetzer und französisches Geld, und überall sind Parteiungen und Zwistigkeiten und Uneinigkeit und Unfrieden — oben und unten — in Dorf und Stadt — in Süd und Nord. Es bedarf nur noch eines Funkens oder einer kleinen Nachhilfe von unserer Seite und ihr habt den schönsten Bürgerkrieg und die furchtbarste Revolution. Wir aber werden dann hohnlachend zur Seite stehen und schadenfroh zusehen, wie Ihr Euch selbst zu Grunde richtet und auf den Zeitpunkt achten, wo wir Euch völlig den Rest geben können.

Deutschland ist zerrissen, wie nie. Die Fürsten stehen sich kalt, eifersüchtig, fast feindselig gegenüber. Das Volk ist voll Mißtrauen gegen seine Regierung, und die Regierung mißtrauisch gegen das Volk. Die hitzigsten Parteikämpfe machen das Land zu einem immerwährenden Kriegslager. Der Adel ist wider den Bürger, der Bürger wider den Bauer, der Katholik wider den Protestant, das Reich wider den Papst. Der Adel und das Heer sind die das Blut und das Mark des Landes aussaugenden Tyrannen, die Städte sind die Burgen der Demokratie, die Bauern wandern aus und in den Hefen des Volkes gährt die Revolution.

Dabei ist alles sittlich unterwühlt. Die Eroberungen und Siege haben Deutschland übermütig und gottlos gemacht, die Milliarden haben es gemeinen Lüsten und feiler Gesinnungslosigkeit hingegeben.

Betrachte nur Dein Dorf, von dem ich eingehende Berichte habe.

Alles ist käuflich. Die Bauern verkaufen ihre Stimmen und verraten ihre besten Freunde um einige Glas Bier. Die Bräute verlassen ihre Verlobten, sobald ein reicherer Freier kommt. Man will nur noch genießen. Fressen und Saufen ist alles. Man hat weder Ehre, noch ein Vaterland, noch einen Gott. Der Bauer betet nicht mehr. Treu und Glauben ist überall geschwunden. Man will nur Zügellosigkeit, um sich den Lastern in die Arme zu werfen. Die einflußreichen, braven und rechtschaffenen Leute werden aus dem Dorfe und der Heimat hinausgetrieben. Lumpen und gewissenlose Schurken werden an die Spitze gestellt. Dabei ist die Rotte feig wie die Hunde. Wenn ein Paar mutwillige Gesellen einige leichtsinnige Streiche machen, faselt man schon von Räuberbanden und zittert

vor Angst und Aberglauben. Das böse Gewissen, welches man Frankreichs wegen hat, rächt sich. O, sie werden in Angst und Schrecken untergehen. Wie sollte es auch anders sein? Mußte nicht Fluch und Verderben der bösen That folgen?

Ach, wenn Du nur Augen hättest, mein Sohn, Du würdest eine schreckliche Erfüllung des Wortes eines Eurer Dichter sehen: „Alle Schuld rächt sich auf Erden". Du würdest sehen, wie grausig nahe das Ende Deutschlands ist.

O, rette Dich, so lange es Zeit ist. Rette Dich an den Busen der großen Nation! Es gibt kein edleres, großherzigeres Volk auf Erden. Es streckt selbst dem Feinde die versöhnenden Arme entgegen.

Nachschrift. Wenn ich oben schrieb, ich hätte die Hand noch nicht im Spiele gehabt bei der Thätigkeit des geheimen Bundes, so ist das nicht ganz richtig. Ich habe vielmehr durch meinen Agenten, den Emile Lepont, die Hofraite und das Bauerngut des Johann Adam Holz aus Schmalzhausen käuflich an mich gebracht. Die Geldsumme dafür ist bereits unterwegs. Auch habe ich mich angeboten, das Anwesen der sämtlichen Schmalzbauern zu kaufen, wenn sie mir das Versprechen geben, nach Amerika auszuwandern. Zugleich werde ich mich bemühen, wo ich irgend einen Ehrenmann noch in Deutschland finde, demselben Mittel und Wege zu bieten, das Land zu verlassen. Das soll meine Thätigkeit in dem geheimen Bunde zu Deutschlands Untergang sein. Das ist eine hohe, lohnende Aufgabe, Deutschland von seinen wenigen braven, fleißigen und gesinnungstüchtigen Leuten zu entvölkern. Das sind die letzten fallenden Stützen des dem Verderben geweiheten Reiches."

„Der Mann ist toll, rein toll!" rief kopfschüttelnd der Baron, als er den Brief gelesen hatte. „Und geriebene

Schurken benutzten seine Verblendung und seinen fanatischen Haß, um ihn noch toller zu machen und sich sein Geld in den Sack zu spielen. Nur eins freut mich, daß er noch nicht an den Frevelthaten dieser Diebsgesellen direkt teilgenommen hat. Ich kann doch gegen sie jetzt vorgehen, und den alten, nur allzu leichtgläubigen Herrn, den ich bei all seinen Fehlern achte und liebe, noch rechtzeitig warnen."

Er schrieb noch an demselben Tage in seiner höchst nüchternen, einfachen Weise, die aber darum gerade auf den exaltierten, alten Mann am stärksten und schlagendsten wirkte.

„Du nimmst mir es wohl nicht übel, lieber Vater, wenn ich noch einmal und zunächst auf diese Leute zu sprechen komme, von denen mein letzter Brief handelte und um deretwillen ich unseren lang unterbrochenen Briefwechsel wieder aufnahm. Die Ansicht, welche Du Dir über dieselben gebildet hast, und das Vertrauen, welches Du denselben erweisest, kann Dir nicht blos bedeutende Verluste bereiten, sondern auch Deine Ehre in die höchste Gefahr bringen und Dich und Deinen Namen in bedenkliche Kriminalunterſuchungen verwickeln.

Dieselben sind nicht, wie Du wähnst, ehrliche, patriotische Schwärmer, oder Agenten einer großen politischen Geheimverbindung, sondern einfach Diebe, Räuber und Mörder, die, wenn sie ertappt werden, sicherlich dem Staatsanwalt und unter Umständen sogar dem Henker verfallen.

Vor allen Dingen muß ich Dir sagen, was jedenfalls auf Dich am Durchschlagendsten wirken wird. Es sind gar keine Franzosen, wenigstens Dein Emile Lepont nicht.

Seine Vorfahren mögen Franzosen gewesen sein, aber

er selbst ist so wenig ein Franzose, daß er im Jahre 1870 aus Paris als Deutscher ausgewiesen wurde. Er ist sogar noch mit dem Bauern, dem Du das Gut abgekauft hast, durch dessen Frau weitläufig verwandt. Übrigens ist er der Klügste und Besonnenste von der ganzen Bande. Er ist auch wahrscheinlich zuerst auf den Gedanken gekommen, mit Dir eine Verbindung zu Deiner Ausbeutung (Du darfst mir es nicht übel nehmen, wenn ich geradezu die Wahrheit sage) anzuknüpfen, da ihm durch die Nähe meiner Wohnung Anregung und Gelegenheit geboten war, sich zu erkundigen und Deinen Wohnort, Deine Verhältnisse und Deine Gesinnung zu erfahren.

Überhaupt mag er der Führer oder Hauptmann der Rotte sein. Als solcher hat er wenigstens das Verdienst, einige Mordthaten verhindert zu haben, indem die Andern ohne sein Dazwischenkommen vermutlich einen Knaben, dessen Entdeckung sie fürchteten, und einen Metzger, den sie ausgeraubt hatten, ermordet hätten. Patriotisches finde ich jedoch nirgends etwas an ihm, vielmehr die reine Selbstsucht. Sein Lebensplan scheint auf ein großes Vermögen und eine hübsche Frau hinauszulaufen.

Wenn er aber irgend einer geheimen Verbindung angehört, so ist es gerade die Verbindung jener Vaterlandslosen, welche sich leider Gottes wie eine Seuche über alle Länder Europas hinzieht, der Verbindung jener Schrecklichen, die im Massenmord und Fürstenmord ihr Heil und ihren Vorteil suchen, jener Anarchisten, die wie grauenhaftes Wetterleuchten das Nahen des Gewitters einer allgemeinen Revolution zu verkünden scheinen, die aber Frankreich noch verderblicher werden würden, wie Deutschland.

In seiner Gesellschaft mögen ja auch einige französische

Elemente sein, aber sonst kannst Du Dich darauf verlassen, daß nirgends in Deutschland eine Verbindung französischer Hetzer und Schürer existiert, als in den Köpfen dieser Schwindler. Wir brauchen dieselben auch nicht. Wir sind uneinig genug, wenn auch gewiß nicht so arg, wie Du aus Deinen Zeitungen herausgelesen hast. Wir haben auch Feinde genug. Doch ich fürchte sie nicht.

Ich habe einmal gelesen, daß kein Baum der Welt so viele giftige Schwämme und Schmarotzer und so viele schädliche Raupen und Würmer ernähre, als der deutsche Eichbaum; aber unbekümmert um dieses Ungeziefer schlägt der Mächtige seine gewaltigen Wurzeln immer tiefer in den Grund. Wetter und Stürme, die sonst alles andere umstürzen und vernichten, gehen spurlos an ihm vorüber, ja sie scheinen nur seine Kraft und Widerstandsfähigkeit zu erhöhen. Hunderte von Jahren darnach, wenn längst die Nachbarbäume zu Boden liegen, lebet's und grünet's noch lustig in seinen Ästen und Zweigen.

Wenn Du warten willst, lieber Vater, bis die eisenfeste, herrliche Eiche des Deutschtums zu Grunde geht, kann es Dir lange werden, zumal dasselbe wieder neuen bedeutenden Aufschwung in unserer Zeit gewonnen hat.

Dabei ist es ein Grundirrtum von Dir, wenn Du wähnst, der deutsche Eichbaum kränkele inwendig, und das innerste Mark seines Wesens und seiner Sitte sei angefressen. Du kannst Dich darauf verlassen: unser Volkstum ist so gesund, so frisch und kräftig wie je, und wird stets vorübergehende Krankheitsansätze leicht ausscheiden.

Ich will Dir nicht auf alle Gebiete folgen, die Du berührt hast, allein ich kann Dir sagen, daß unser Adel noch immer dieselbe Tapferkeit und denselben edlen Opfermut besitzt, wie er ihn stets besessen hat, daß dagegen

unser Bürgerstand, zumal der höhere, sich fortwährend zu großartigerer, freierer Denkweise emporschwingt und unsere Bauern sowohl intelligenter als selbständiger werden.

Die Berichte, welche Dir von hier aus zugesandt worden sind, wirf getrost in das Feuer. Es sind infame Lügen, welche absichtlich alles entstellen, um Dir falsche Hoffnungen zu erregen und enthalten ungefähr gerade das Gegenteil der Wirklichkeit.

Zufällig sind mir alle Personen und Ereignisse bekannt, auf welche dabei angespielt wird, und ich will Dir wenigstens einige Aufklärung geben.

So scheint auf das Verhältnis zwischen meinem Jäger Hans Werner und Annelies Holz hingedeutet zu sein mit den Worten: „Bräute verlassen ihre Verlobten, wenn ein reicherer Freier kommt".

Ich halte es geradezu für teuflisch, einer schweren Prüfung, der die Treue und Liebe dieser jungen Leute ausgesetzt sind, eine solche niederträchtige Auslegung zu geben. Höre nur zu. Mein Jäger ist einer der treuesten Menschen, die leben. An ihm kannst Du recht sehen, daß Treu und Glauben in Deutschland noch nicht ausgestorben sind. Nicht blos, daß er mich mit Gefahr seines Lebens aus der Schlacht gerettet hat, er hat, weil ich ihn bedurfte, sein Leben an meine Dürftigkeit angeschlossen und Freud und Leid mit uns getragen. Erst in neuerer Zeit erfuhr ich, daß er auch seine Liebe uns gleichsam zum Opfer gebracht hat.

Er ist groß, hübsch, intelligent und sehr belesen, und stark und mutig wie ein Löwe. Sie ist das schönste Bauernmädchen, welches ich noch gesehen habe. Sie waren Nachbarskinder und trugen schon frühe eine Neigung im Herzen, aber ohne Aussicht, je ein Paar zu werden. Er

war arm und sie eines reichen Bauern Tochter. Vielleicht wäre diese aussichtslose Zuneigung allmählich erloschen, aber nun kam der Krieg. Sie bangte um ihn. Er trug ihren Namen auf den Lippen, wenn er sich in die Schlacht stürzte. Als er das eiserne Kreuz auf der Brust als ruhmgekrönter Sieger heimkehrte und sie so herrlich errötend vor ihm stand, da brach die lang gehegte und verschwiegene Liebe mächtig in beiden hervor. Da haben sie sich verlobt.

Vielleicht hätte der energische, gescheite Mensch es auf anderem Wege zu einer Art Stellung und Vermögen gebracht, die ihm wenigstens einige Hoffnung auf die Zukunft gegeben hätte, aber er hat hoffnungslos in seiner Treue bei mir ausgeharrt, und auch seine Braut hat ihm geraten, mir Treue zu halten. Gott würde es lohnen. Wie nennst Du das nun? Ist das Treulosigkeit oder Mangel an Treue und Glauben, wenn ein solcher Mensch trotz seiner großen gewaltigen Liebe auf seinem Posten bleibt, den ihm Barmherzigkeit und Pflichtgefühl angewiesen hat und fromm auf Gott und seine Hilfe wartet? Oder nennst Du das Käuflichkeit, wenn ein solches zartes Mädchen seinem eisenharten, tyrannischen Vater mutig gegenübersteht, der es an einen reichen Mann verheiraten will und den schwersten Kampf zwischen kindlichem Gehorsam und seiner Liebe zu ihrem Verlobten kämpft? Oder glaubst Du, daß ein solcher Baum sich schon zum Falle neigt, der solche Sprossen treibt?

In ähnlicher Weise sind alle Darstellungen, die Dir gemacht worden sind. Dieselbe Bande, die sich so sehr über die deutsche Feigheit aufhält, hat allerdings einige städtische Dicksäcke in das Bockshorn gejagt, ist aber von dem oben genannten Hans Werner, der nur mit einem Stock bewaffnet war, allein im Park durchgeprügelt worden und ist vor dem Knurren meines Hundes davongelaufen.

Gleich verlogen ist die Geschichte der Bauern, welche um Bier ihre Stimmen verkaufen und zuletzt einen Lumpen zum Bürgermeister wählen. Man muß vielmehr sagen: die Bauern haben trotz Bier und Wein und unsäglichen Überredungen und Bestechungen den einzig fähigen Mann in der Gemeinde nach richtigem Gefühle zum Bürgermeister gewählt, obwohl der Mann fremd und ohne Einfluß in der Gemeinde war.

Du hast mich aufgefordert, meine Augen aufzuthun, aber je mehr ich mich im Volke umsehe, desto mehr hebt sich mein patriotisches Gefühl. Es sind manchmal wahrhaft wunderbare Erscheinungen, die einem entgegentreten und so recht darthun, welch eine Fülle verborgenen Gefühles und heimlicher Fähigkeit in den Tiefen unseres Volkslebens schlummern.

Du sagst „ohne Ehre, ohne Vaterland“. O, Du hättest jene beiden Gestalten betrachten sollen, die vor Wochen, an einem Sonntagnachmittage, in meiner Einsamkeit mich aufsuchten. Der Alte, der Vater Deines Schmalzbauern Holz, und der Andere sein noch sehr jugendlicher Sohn. Du hättest in dem Großvater eine wahre Prophetengestalt geschaut mit langen weißen Haaren, dessen Jugend noch in die Zeit der deutschen Freiheitskriege fiel. Selbst die langen, arbeitsvollen Jahre und der Schnee auf seinem Haupte haben dem Manne seine hohe Begeisterung für Freiheit und Vaterland nicht zu rauben vermocht. Seine höchste Lust ist noch heute, über die Größe Deutschlands zu sprechen und alte Vaterlandslieder zu singen. In dem Enkel hättest Du ein Genie erkannt mit mächtigen, kunstsinnigen Augen, dessen angeborenes Talent und dessen vaterländische Begeisterung ihn nach dem Riß des Niederwalddenkmals ein wirkliches Kunstwerk hat schaffen lassen.

Ich habe Dir dieses geniale Werk eines deutschen Bauernknaben beigelegt, damit Du Dich hineinversenkest und Dir sagen mußt, wo noch solche Geisteskraft und solcher patriotische Sinn in der frühen Jugend lebt, da ist das Ende noch nicht da.

Überhaupt wäre es vielleicht gut, wenn Du im September dieses Jahres zur Einweihung unseres Nationaldenkmales nach Deutschland kommen könntest. Es würden Dir viele Vorurteile schwinden und manche Revanchegedanken, die Dich nicht zur Ruhe kommen lassen. Du würdest Fürst und Volk dort einträchtig beisammen finden und würdest eine Ahnung bekommen, daß es etwas wirklich Großes ist um das deutsche Reich, und daß Deutschland noch nie im Laufe der Geschichte so wahrhaft groß gewesen ist.

Ich will Dir gewiß nicht zumuten, daß Du im Herzen ein Deutscher wirst. Du sollst Franzose bleiben und sollst Dein Vaterland lieben, allein Du sollst auch mich mein Vaterland lieben lassen. Warum willst Du ewig Zorn halten und Krieg führen? Können wir nicht Frieden schließen, wie auch die Völker längst Frieden geschlossen haben?“

8.

Reuegedanken.

Der Schmalzbauer Holz war in der Ernte. Aber die vollen Garben goldenen Weizens, den er auf hochschwankendem Wagen in seine Scheunen einführte, gewährten ihm kaum ein geringes Bruchteil der stolzen Freude, welche er sonst empfunden hatte. Das Vergnügen am Besitz,

welches sonst seinem Dasein Schwung und Kraft gegeben hatte, war dahin. Mitten in der Ernteluft beschlich ihn öfters ein wehmütiges Gefühl.

Der Würfel war gefallen. Er erntete zum letztenmal. Ein anderer würde die Äcker wieder ausstellen und besäen, dieselben Äcker, welche er sein Leben lang bearbeitet hatte, die schon seinem Vater und seinen Vorfahren eigen gewesen waren, an die sich tausend Erinnerungen knüpften, wo ihm jede Stelle bekannt, jede Scholle teuer war. Er reckte sich wohl stolz in die Höhe, wenn er hinter dem Erntewagen dreinschritt. Solchen Weizen und solche volle Garben hatte niemand im Dorfe. Allein er wußte, daß er so zum letztenmal hinter seinem Wagen ging.

Über's Jahr war es anders. Die Leute würden ja wohl dann bedauern, daß er fortgegangen war und würden sagen, einen solchen Bauern gibt es nicht wieder in Schmalzhausen. Sein Ruhm würde vielleicht noch länger währen, wenn er schon längst drüben im Westen seinen Mais bestellte. Aber war das im Grunde eine Entschädigung für das, was er verlassen hatte? Was konnte ihm die Fremde bieten? Er schüttelte traurig den Kopf. Sein Haus und seine stolze Hofraite, seine Stallungen und sein Vieh durfte er gar nicht ansehen, ohne ein Gefühl der Reue zu bekommen. Er hätte nicht gedacht, daß sein Herz mit allem so verwachsen wäre.

Überhaupt hatte er sich den Verlauf der Sache ganz anders gedacht, wenn er wirklich in seiner Wut damals etwas gedacht hatte. Es war ihm gewesen, als wenn Schmalzhausen gar nicht mehr Schmalzhausen wäre, wenn er fortginge. Es müßte, meinte er, zu Grunde gehen oder die Schmalzhäusener müßten sich zum wenigsten ihm sämtlich an den Rock hängen, so daß er sie alle nachzöge.

In ähnlicher Weise hatten auch einige seiner Anhänger am Anfange gesprochen und ihm den heißen Kopf noch heißer gemacht. „Sie würden sicherlich mitgehen, wenn er ginge", sagten sie, „und dann sollten die anderen sehen, wie sie zurechtkämen."

Nun hatte er aber allein sein Gut verkauft. Die anderen zögerten und redeten nichts mehr vom Fortgehen. Und es blieb auch sonst alles beim alten, als wenn es eine ganz gewöhnliche Sache wäre, daß der Schmalzbauer Holz sein Gut verkauft hätte und beabsichtigte, nach Amerika auszuwandern. Was sich früher unser Bauer als nicht möglich vorgestellt hatte, geschah.

Die Sonne schien morgens auf die Dächer und Fluren von Schmalzhausen, ganz wie sie es sonst gethan hatte. Die Hirten tuteten und pfiffen und trieben das Vieh hinaus, wie gewöhnlich. Der Gemeindebrunnen unter seinem Hause lief und plätscherte, ohne sich auch vor Staunen nur zu unterbrechen. Die Bauern gingen an ihre Arbeit, als wenn gar nichts passiert wäre. Und gerade wie es stets gewesen war, kam der Schusterpeter mit seinem Kühfuhrwerk, seinem alten Peitschenstiel, seinen schief getretenen Schuhen und seinen verlappten Hosen hinten nach als der letzte.

Jetzt wußte er es auf einmal, als hätte es ihm jemand gesagt oder als hätte es ihm jemand im Bilde gezeigt. Die Welt geht ihren alten Lauf, ob Du fortgehest oder nicht. Gerade so, wie es gewesen ist, wird es bleiben. Nur Dich werden drüben die Bäume des amerikanischen Urwaldes auf Deiner einsamen Farm umrauschen, daheim aber wird Dich niemand vermissen. Die Hirten werden blasen, der Brunnen wird laufen, die Bauern werden hantieren und hintenach wird der Schusterpeter kommen.

Das Herz krampfte sich ihm zusammen. Er wußte auch, daß er Heimweh, furchtbares Heimweh bekommen würde nach seinem Haus, nach seinen Äckern, nach allem. Was hatte er nun davon? Niemand weinte ihm nach. Manche freuten sich vielleicht sogar, daß er gegangen war und jubelten, daß sie ihn so leichten Kaufes los geworden waren. Klang es nicht aus der Schmiede des Schmidtlips lustiger und freier herüber, seitdem man es wußte, gerade als wenn demselben ein Alp von der Brust genommen worden wäre?

Seinem Todfeinde aber eine Brücke bauen, ihm eine besondere Genugthuung und Freude zu bereiten — das hatte er wahrhaftig nicht gewollt. Er hatte geglaubt, auf diesen würde sich der ganze Zorn und Unwille des Dorfes wenden, nachdem er gegangen wäre und ihm die Schuld des ungeheueren Verlustes für das Dorf beimessen. Jetzt fühlte er, es würde nicht so sein. Im Gegenteil würde, wenn er fort war, das Ansehen desselben um das Doppelte wachsen. Das Dorf würde schmeichlerisch zu den Füßen des neuen Götzen liegen.

War er denn wahnsinnig gewesen, daß er die Leiter bildete, woran sein Feind in die Höhe stieg? Das Geld für sein Gut, obwohl der Wert desselben damit vollauf bezahlt war, brannte ihm in der Hand wie Judasgeld. Welche inneren Qualen stand er aus, allein er durfte noch nicht einmal sich etwas merken lassen, sondern mußte den Nacken steif halten. Dazu stand ihm der schwerste Kampf, der Kampf mit seinen Eltern und seinen Kindern noch bevor.

Als er sich eines Tages das Herz faßte und seinem Vater in beklemmtem Tone sagte: „Weißt Du schon, Vater, daß ich mein Gut verkauft habe und daß wir nach Amerika gehen?“ erwiderte der Alte:

„Warum sollte ich nicht wissen, daß Du ein Esel bist, ein rechter großer, alter Esel? Die Spatzen pfeifen es ja auf den Dächern."

„Ich bin kein Esel", sagte in Zorn geratend der Schmalzbauer.

„Nun, dann muß die Welt sich täuschen", antwortete die Achseln zuckend der Alte. „Sie sagt es und spricht davon, daß Du Dir sogar noch einen besonderen, französischen Eselstreiber hieltest. Sie lacht und spottet, daß Du, während Du im Fett und Schmalz säßest bis über die Ohren, Deine behagliche feste Existenz aufgegeben hättest, um einem ungewissen Schicksal entgegenzugehen und meint: „Wenn es dem Esel zu wohl ist, geht er auf das Eis tanzen."

„Sage mir nur einmal, Adam, wie kommst Du dazu, Dich um die Bürgermeisterstelle zu bewerben, da Du doch wohl wissen mußt, dessen ich mich noch zu großem Leidwesen erinnere, daß Du weder im Lesen noch im Schreiben noch im Rechnen ein besonderer Held warst, sondern in der Schule immer einer der letzten warst. Als Bauer konntest Du schon überall durchkommen und genossest ja Ansehen genug, als Bürgermeister hättest Du eine erbärmliche Rolle gespielt, und Du kannst Gott danken, daß Du es nicht geworden bist.

Aber, wenn das Erste schon dumm war, daß Du Bürgermeister werden wolltest, so ist es noch viel dummer gewesen, daß Du Dein Gut verkauft hast, um nach Amerika zu gehen. Du bist wie ein schmollendes, trotziges Kindchen, das, weil man ihm den Gefallen nicht gethan, den es wünschte, sagt: „Nun spiele ich auch nicht mehr mit".

Aber glaube nur ja nicht, Adam, daß ich auf alle Deine Dummheiten und Kindereien eingehe und nun mit nach Amerika auswandere.

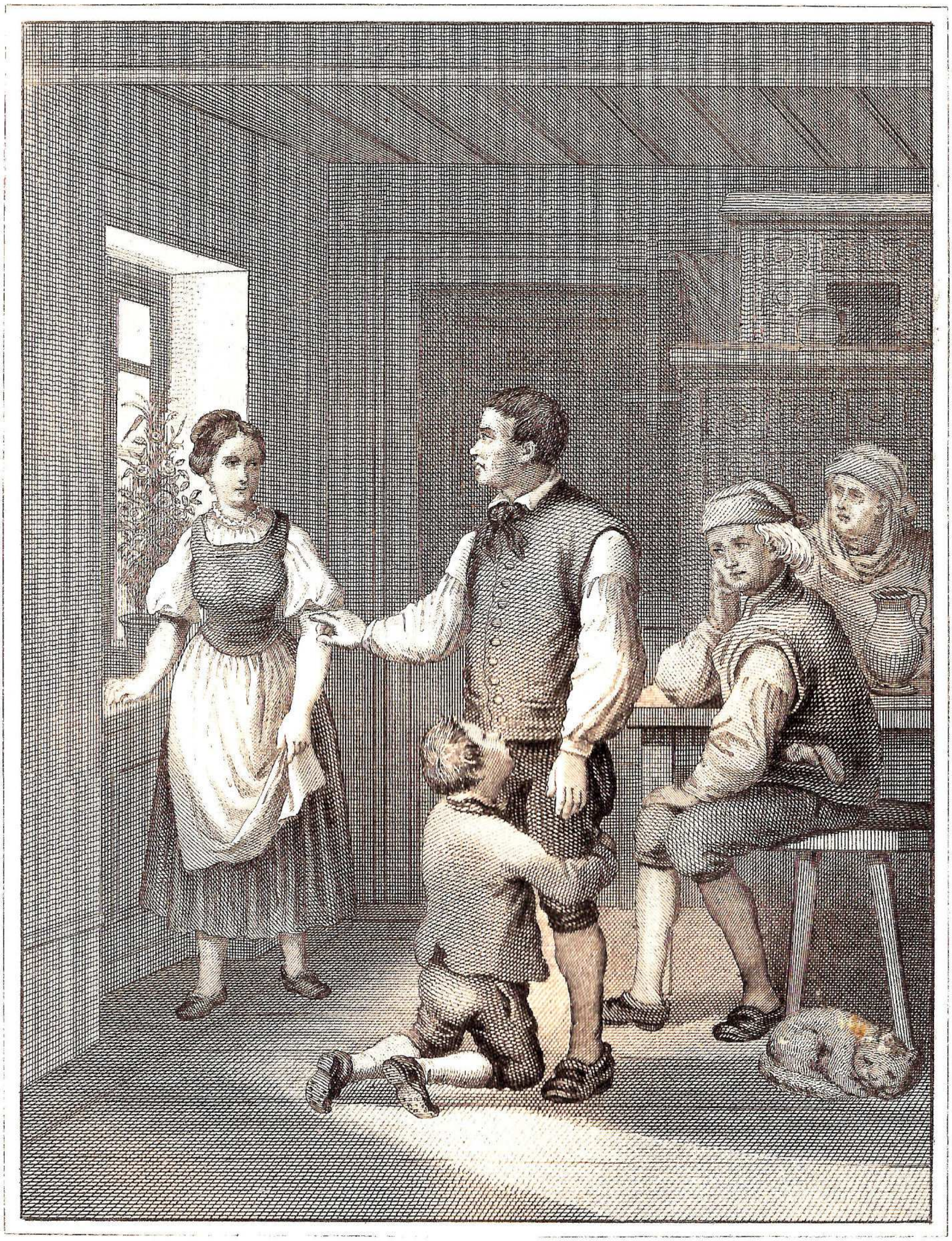
Ich beklage ja auf das tiefste unsere Trennung und werde sie nicht verschmerzen. Den Verkauf des Gutes, so sehr ich auch daran hing, hätte ich verschmerzt, aber die Trennung von den Enkelkindern nicht. Das ist der letzte Nagel zu unserem Sarg. Mit ihnen geht unsere letzte Lebensfreude.

Aber mag sie auch hingehen. Mein Vaterland verlasse ich nicht mehr. Mein Vaterland, für das ich in der Jugend gekämpft und geblutet, für das ich in einem langen Leben geschwärmt und gebetet habe. Ich verlasse es nicht, und wenn ich für meine alten Tage noch der Gemeinde zur Last fallen muß und von Haus zu Haus mein Brot betteln gehe. Meine Gebeine sollen in deutscher Erde ruhen."

So hart auch der Schmalzbauer war, er konnte doch den Gedanken nicht ertragen, seine Eltern in hilflosem Zustande zurückzulassen und setzte immer wieder von neuem an, seine Eltern anderen Sinnes zu machen, was ihm aber nicht gelingen wollte.

Auch seine Kinder leisteten Widerstand. Sie sahen bleich und krank aus. Als er mit ihnen über die Auswanderung redete, umklammerte Hanpeterchen seine Kniee und flehte: „Laß mich hier, Vater, bei den Großeltern. Ich kann Dir drüben in den Urwäldern doch nichts nützen. Ich kann die rauhe Arbeit nicht thun. Ich werde überhaupt nicht alt werden. Sollte ich aber am Leben bleiben und in meiner Kunst etwas erreichen, dann kann ich für die Großeltern sorgen und komme später nach nach Amerika und bringe ihren letzten Gruß".

Eine furchtbare Spannung lag in seinen bleichen Zügen. Er fühlte jetzt, daß seine Kunst und sein Leben eng zusammenhingen, und daß seine Verpflanzung nach



einer einsamen, amerikanischen Farm und ihren Mühsalen so gut wie ein Todesurteil für ihn war.

Der Bauer nahm die Weigerung des Knaben als eine persönliche Beleidigung, da er darin eine Bevorzugung der Großeltern vor ihm sah.

„Ja ich weiß, daß Du stets das verhätschelte Lieblingskind Deiner Großeltern warst", erwiderte er grimmig. „Aber, wenn sie auch dableiben, über sie habe ich keine Gewalt, Du gehest mit nach Amerika, und wenn Du als Leiche mitgehest."

„Nun, und Du? Wie hast Du Dich entschlossen?" fragte er Schön-Annelies, die stumm und bleich in einer Fensternische stand. „Du bliebest natürlich auch am liebsten hier", lachte er höhnisch auf „und heiratetest den Hans Werner."

Das schöne, starke Mädchen wurde bald blaß, bald rot. Schmerzliche Thränen rannen dabei aus seinen Augen.

„Vater, ich habe Dir keinen Grund dazu gegeben, so mit mir zu reden", antwortete sie mit einer gewissen Würde. „Ich habe mich vielmehr entschlossen, mit Dir nach Amerika zu gehen. Ich werde meiner kindlichen Pflicht genügen. Allein ich setze Dir einige Bedingungen, die Du erfüllen mußt, wenn ich gehen soll. Das erste ist, daß Du das Hanpeterchen hier bei den Großeltern läßt, und das zweite ist: daß der Emile Lepont und seine Mutter nicht mit uns nach Amerika kommen."

„Und wenn ich diese Bedingungen nicht erfülle?" fragte der Bauer.

„Dann bleibe ich hier bei den Großeltern", erwiderte sie mit fester Stimme. „Es kann mich niemand zwingen, auch mein Vater nicht, mit einem Räuberhauptmann zusammen nach einem fremden Lande auszuwandern."

„Mit einem Räuberhauptmann? Was willst Du damit sagen, Annelies?“ fragte der Bauer ganz verwirrt.

Er begann auf einmal hastig zu atmen, als wenn ihn etwas sehr beängstige. Trotz seiner vollendeten Thorheit mußte er Argwohn geschöpft haben.

„Nun, Du wirst doch wissen, daß die Leute sagen, der schwarze Pariser sei der Anführer der Bande, die in letzter Zeit die Überfälle gemacht und die Leute so sehr geängstigt hat.“

„Nein, das weiß ich nicht, aber es ist auch dummes Geschwätz“, erwiderte der Bauer, der aber trotz seinen Worten eine stets wachsende Unruhe verriet.

„Etwas muß doch daran sein“, meinte das Mädchen, „denn wie ich höre, fahndet die Polizei nach ihm, und seine Mutter ist in tausend Ängsten und Nöten.“

„Wa—a—a—s sagst Du? Die Polizei?“ stotterte der Bauer. Er war leichenblaß geworden und mußte sich auf einen Stuhl setzen.

„Um Gottes willen, was ist Dir, Vater?“ rief Annelies, in höchster Angst auf ihn zustürzend.

„Laß nur!“ sagte dieser, „ich werde mich schon wieder erholen. Es wird ja so gefährlich nicht sein. Und sage niemand etwas. Der Pariser hat das Geld für unser Gut mit, um es in der Hauptstadt umzuwechseln, da der Graf, der mir das Gut abgekauft hat, nur französisches Papiergeld schickte, was ich weder hier in Deutschland, noch drüben in Amerika brauchen kann. Der Pariser wird schon ehrlich sein. Er hat ja den ganzen Kauf vermittelt und mir auch das Geld des Grafen überbracht.

„Ja, ja, er bringt es wieder“, tröstete er sich selbst. Er hätte es schon damals stehlen können, wenn er gewollt hätte. Freilich — “

Es mußten dem Bauern Gedanken kommen, die ihm die Geschichte doch wieder bedenklich machten. Er wurde wieder bleicher.

„Wir wären am Bettelstab“, preßte er mühsam hervor.

„Nein, nein!“ rief er emporspringend. „Es kann, es darf nicht sein. Heute Abend kommt er mit dem Geld zurück.“ Annelies war auch bleich und zitterte. Doch sie zitterte nicht für sich, sondern für ihren Vater.

9.

Schurkerei und kein Ende.

Es war Abend geworden, aber Emile Lepont war mit dem Gelde nicht zurückgekehrt. So wurde es übrigens noch ziemlich oft Abend, ohne daß der Schmalzbauer Holz irgend etwas von seinem früheren Berater und Helfer oder seinem Gelde sah. Er ging wie im Traume umher und sah bleich und verfallen aus.

Anfangs schimpfte er über die Schlechtigkeit der Welt, indem man keinem Menschen mehr trauen dürfe; dann ärgerte er sich über seine eigene Dummheit, daß er sich nicht besser vorgesehen habe; später bereuete er, den gefährlichen Menschen noch obendrein gereizt zu haben, bis er zuletzt sich die heftigsten Vorwürfe machte, sich überhaupt mit diesem Gelichter eingelassen zu haben. Er jagte die „Wäs“ fort aus dem Hause, was ihn dann wieder später ärgerte, da man durch sie doch vielleicht irgend eine Verbindung mit ihrem Sohn gehabt hätte.

Ein Bewußtsein seiner schlimmen Lage war ihm dabei noch nicht einmal recht aufgegangen. Er saß ja noch auf seinem Gut und hauste aus dem Vollen. Allein der Termin, an welchem er Haus und Hof räumen mußte, rückte immer näher heran, und je mehr derselbe sich nahete, desto klarer wurde es ihm, wie er eigentlich stand, desto mehr wuchs seine Verzagtheit, ja seine Verzweiflung.

Stolz und vermessen im Glück, kleinmütig im Unglück — das war seine Art. Jetzt hätte er gern gebetet, wenn er nur gekonnt hätte.

Einst hatte er seinem Sohne das Beten untersagt. „Reiche Leute brauchen nicht zu beten", hatte er gemeint. Ach wie schnell war der Reichtum vergangen! Wie erbärmlich waren alle Stützen dieser Erde! Mit gerungenen Händen suchte er einen Zugang zu der Hilfe des Himmels zu gewinnen.

Die Polizei und die Gerichte hatten vergebens alle ihnen gebotenen Mittel angewandt, um des Diebes habhaft zu werden. Vergebens hatte der Telegraph gespielt. Vergebens hatte der Photograph sein Bildnis in die Hände sämtlicher Gensdarmen gegeben. Gott konnte nur noch helfen. Aber würde Gott helfen? Würde er sich beeilen, ihm schleunigst wieder das Vermögen zu schaffen, das ihn so übermütig und gottvergessen gemacht hatte, damit er wieder so übermütig und vielleicht noch übermütiger würde? War es nicht ein gerechtes Gericht Gottes, daß er alles verloren hatte?

Der Schmalzbauer hatte eine Ahnung, daß, wenn sein Gebet erhört werden solle, sein Herz nicht mehr so heftig an den Gütern dieser Welt hängen dürfe. Allein er fühlte, daß er seine Gedanken nicht so bald von seinem reichen Gut und dem durch dasselbe genossenen Ansehen abwenden könne. Wie konnte er je vergessen?

Auf der Erde keine Hilfe, im Himmel keine Hilfe. Verloren, Verloren! Was sollte er beginnen? Er wußte nicht, wie er weiter leben sollte.

Niemand im Haus nahm den Verlust nur ähnlich so schwer, wie der Schmalzbauer. Seine Kinder freuten sich sogar. Sie sagten sich mit leuchtenden Augen, daß aus der Auswanderung nach Amerika nun wahrscheinlich nichts werden würde und daß nun ihre Herzenswünsche vielleicht doch noch Erfüllung finden dürften. Ein drückender Alp war von ihrer Brust genommen. Sie hätten aufjauchzen und laut hinaus singen mögen in neuer Lebensluft, wenn sie nicht das gedrückte Wesen ihres Vaters bekümmert hätte.

Auch die Großeltern nahmen es leichter, obwohl sie in ihrem hilflosen Alter vielleicht die Armut des Hauses am meisten empfinden würden und es ihnen nach einem langen Leben im Wohlstande hart ankommen mußte, in Dürftigkeit zu darben oder gar Unterstützungen entgegenzunehmen. Doch sie hatten nicht umsonst Gottvertrauen gelernt, und sie meinten bereits den Finger Gottes zu sehen, der alles zum Guten lenken wollte.

Blieben ihnen nicht schon zum Ersatz für die möglichen Entbehrungen ihre Enkel und ihr Sohn, von welchen sie sonst für immer getrennt worden wären? Mochte nicht vielleicht die Prüfung, die über ihren Sohn kam, denselben demütiger und verständiger machen? Hatte nicht Gott wunderbare Wege, selbst ihren Verlust, wenn auch nicht ganz, doch teilweise wieder zu ersetzen?

Auch bei ihnen war, wie bei den Kindern, das Einzige, was ihnen Sorgen machte, die seltsame Verzagtheit und die fast in Tiefsinn ausartende Melancholie ihres Sohnes.

„Wenn er sich nur keinen Tod anthut", flüsterte oft der Großvater seiner Frau in das Ohr. „Gott möge ihn

in Gnaden vor so furchtbarem Schritte bewahren und seinen Sinn auf das Rechte lenken."

Das Gebet des Alten schien auf einmal erhört zu sein. Denn wie über Nacht gekommen leuchteten seine Augen wieder, griff er wieder thätig in die Arbeit. Ja, merkwürdigerweise sprach er vom Reisen, und fragte öfters den Großvater, ob er denn nicht der Einweihung des Niederwalddenkmals beiwohnen wolle, wie er es sich früher vorgenommen hätte. Er solle doch wegen ihrer Armut nicht seinem Lieblingswunsch entsagen. Vielleicht würde er selbst sich an der Tour beteiligen. „Hast Du nicht auch Lust, Mutter, Annelies, Hanpeterchen?"

Der alte Großvater sagte: „Gott sei Dank! Es ist wahrhaftig wie durch ein Wunder ein ganz anderer Geist in ihn gekommen. Wenn derselbe anhält, ist er wahrhaftig nicht mit dem Verluste des ganzen Vermögens zu teuer verkauft. Die Zucht Gottes ist doch gut."

Aber wie sehr sollte sich der arglose alte Mann in seinen Vermutungen getäuscht haben, wie unendlich verschieden war die Ursache der Umänderung von der, welche der Großvater annahm. Wie arg wäre der brave Alte erschrocken, wenn er die wirkliche Sachlage erfahren hätte, wenn er die verräterischen Gedanken gewußt hätte, die sein Sohn in seinem Hirne wälzte. Nicht ein innerer Vorgang, sondern eine sehr äußerliche Veranlassung hatte dem Schmalzbauer wieder neues Leben eingegossen. Der schwarze Pariser hatte an ihn geschrieben und ihm Hoffnung auf Wiedererlangung seines Vermögens gemacht, wenn er nur gewisse Bedingungen erfülle.

Wir wissen, daß der Halbfranzose mit großer Zähigkeit den Plan verfolgte, Annelies zu seiner Frau zu machen, so wenig Aussicht er auch auf endlichen Erfolg hatte.

Ihm stand nicht blos die Abneigung des Mädchens im Wege, sondern noch viel mehr der ungemessene Dünkel des Schmalzbauern. Diesem Dünkel wollte er seine Unentbehrlichkeit entgegensetzen, damals, als er ihn zum Bürgermeister zu machen suchte. Denn allein konnte ja niemals der unwissende Mann daran denken, das übernommene Amt zu führen.

Zugleich strebte er danach, durch die abenteuerliche Verbindung mit dem Grafen sich Geld zu machen, weil er wußte, daß nur Geld dem Bauern imponieren würde. Aber die Gesellen, die er sich zur Durchführung seiner Pläne aus früheren Verbindungen heranzog, waren zu täppisch und brachten ihn in Konflikt mit der Polizei und vereitelten durch den Spektakel, den sie erregten, auch die Wahl des Schmalzbauern zum Bürgermeister.

Emile Lepont hielt alles für verloren. Siehe da kam ihm wie ein Rettungsanker der Entschluß des Bauern zur Auswanderung, um sich an dem ganzen Dorfe zu rächen. Das war Wasser auf die Mühle des Franzosen. Wenn der Bauer wirklich auswanderte, mußte sich ihm ja irgendwie Gelegenheit bieten, ihn so in die Hand zu bekommen, daß er ihm gern seine Tochter zur Frau gab. Er bestärkte ihn darum möglichst in seinem Vorsatze und verschaffte ihm durch den ihm bekannt gewordenen Grafen Gelegenheit, günstig zu verkaufen.

So standen die Sachen außerordentlich gut für ihn. Er schwelgte bereits in der Gewißheit, seinem endlichen Ziele nahe zu sein. Da machte auf einmal die Polizei ihm einen bösen Strich durch die Rechnung.

Ihm wurde von befreundeter Hand noch rechtzeitig die Nachricht, daß er verhaftet werden sollte. Er mußte fliehen.

Seinen Plänen droheten wiederum Vernichtung. Wenn

er floh und die Lenkung des Bauern aufgeben mußte, wußte er noch lange nicht, was etwa geschah, ob der Schmalzbauer wirklich auswanderte. Möglich, daß der Widerstand der Familie, möglich, daß die Aussicht auf die reiche Heirat mit dem Bäcker ihn ganz in Deutschland zurückhielt.

Was er sonst gewiß noch nicht gewagt hätte, that er in dieser verzweifelten Lage. Er hielt direkt bei dem Schmalzbauern um die Hand seiner Tochter an, um zugleich eine höchst verächtliche Abweisung von demselben zu erfahren.

Der schwarze Pariser wurde vor Zorn bald rot, bald weiß. Aber aus Klugheit bezwang er sich, und die Rede auf die Auswanderung lenkend, schilderte er die Schwierigkeiten mit dem französischen Papiergelde in den lebhaftesten Farben und erbot sich, dasselbe auszuwechseln.

Ein kühner Plan durchzog in der Schnelligkeit des Blitzes seine Seele. Hatte er das Geld, so hatte er auch den Bauern. Doch der Plan war kühn. Er durfte kaum auf Erfolg rechnen. Um so freudiger war er erstaunt, als der einfältige Bauer auf seinen Vorschlag einging. Nun konnte er ruhig flüchten. Auch in der Ferne hielt er den Bauern fest in seiner Hand.

In einer Großstadt wohl verborgen, ließ er den Johann Adam Holz nach seinem Ausdruck eine Zeit lang wie ein Fischlein zappeln, um ihn recht gefügig zu machen. Dann hielt er zum zweitenmal um die Hand Anneliesens an, unter dem Versprechen, das sämtliche Geld zurückgeben zu wollen, was er entwendet hatte.

Wenn, wie es in dem Briefe hieß, der Herr Holz willens wäre, auf den Vorschlag einzugehen, würde die Zusammenkunft am besten bei der Festlichkeit der Ein-

weihung des Niederwalddenkmals stattfinden, die ja nahe bevorstände. Er müsse überall das Auge der Polizei scheuen. Dagegen wäre ein Aufenthalt zwischen einer so großen ab= und zuströmenden Menge entschieden ungefährlich. Am besten bringe er die Seinigen alle dorthin mit. Hernach sei es ein Leichtes, dieselben unter verschiedenerlei Vorwand statt in die Heimat, nach Bremen und von dort nach Amerika zu schaffen.

Über das Treffen und Finden brauche Herr Holz sich keine Gedanken zu machen. Er solle nur stracks zu dem Feste reisen. Dort werde er bald angeredet und zurechtgewiesen werden. Dagegen solle er sich hüten, den Ungetreuen spielen zu wollen, dann wäre ihm sein Geld auf immer verloren.

Es folgten nun noch verschiedene Andeutungen, in welcher Weise am besten die Reise gemacht werden könne und wie der Schmalzbauer die Seinigen am besten hinter das Licht führen könne.

Der ganze Brief atmete Schurkerei.

Allein es war noch eine größere Schurkerei, als der Bauer um des Geldes willen auf alle diese Schändlichkeiten einging, daß der Sohn seine eigenen Eltern und der Vater seine Kinder zu verraten und zu überlisten versuchte.

Anfangs war der Schmalzbauer ja überrascht gewesen über die wirklich haarsträubenden Zumutungen, die ihm gestellt wurden. Allein es bedurfte, wir müssen es gestehen, leider nur eines kurzen Kampfes, um zum Beschlusse zu kommen, darauf einzugehen. Seine Gedanken drehten sich dabei auch eigentlich nur um die Erwägung, ob er auf anderem Wege in Besitz seines Geldes wieder kommen könne. Da er dazu keine Möglichkeit zu finden vermochte,

meinte er, man könne ja einmal auf den Plan eingehen. Zu verlieren hätte er nicht mehr viel. Hernach könne ja immer noch zusehen, was man mache.

Er hatte das Geld gar zu lieb.

Es geschah auch in derselben Schurkerei, daß, als der Schmalzbauer hörte, daß der Baron mit seiner Familie und Hans Werner ebenfalls zu den Festlichkeiten reisen wollte, er bereits den Tag vorher abging, um nicht von denselben in seinen Plänen gestört zu werden.

Aber Gott hatte schon seine Gnadenhand ausgestreckt, um den störrigen Bauern aus seiner Verblendung herauszureißen.

10.

Unvermutete Begegnung.

In einem der neuen prächtigen Salondampfer, die den Rhein befahren und neben der Schönheit der Gegend dem Reisenden auch noch die volle Bequemlichkeit eines modernen Gasthofes bieten, saß ziemlich abseits von der Menschenmenge, die das Boot füllte, vorn am Bug des Schiffes auf glücklich eroberten Stühlen der Baron nebst Frau und Kindern und Hans Werner.

Der Ort war fast zu windig. Die Baronin suchte wenigstens ihre feine elegante Gestalt hinter dem breiten Rücken ihres Mannes zu decken, der sich völlig ruhig seinen mächtigen Vollbart von dem scharfen Zugwind zerzausen ließ, und die Kinder ließen es sich ganz gut gefallen, daß Werner seinen Mantel vor ihnen ausbreitete. Doch gab

die Situation viel Stoff zur Heiterkeit und man sah unstreitig von dort aus alles am besten.

„Die Rheinluft hat etwas eigenes für mich, was kein Flußwind sonst hat", sagte der Baron. „Sie wehet mir stets eine Art schwärmerischer Begeisterung an. Die Berge mit ihren Burgen machen mich zum Dichter und aus jeder Welle klingt mir ein Lied. Heute, wo die Erinnerungen von 1870 aber wieder so recht wach werden, empfinde ich alles doppelt. Der Rhein ist und bleibt einmal der vaterländischste Strom, den wir haben. Deutschlands Geschick ist auch sein Geschick. Hat er nicht auch diesmal alle unsere Kämpfe miterlebt?

Über seinen breiten Rücken sind die deutschen Heermassen damals gegen den Feind gegangen. Sein Name auf den Lippen zogen sie dann über die Grenze. Und hernach war kein Kampf, kein Sieg, kein Lagerfeuer, ohne daß sein Name erklang. — Von allen Bergen und aus allen Thälern des Feindeslandes, wo Deutsche hindrangen, erscholl es:

Lieb' Vaterland magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein!

Es war ein sinniger Gedanke, daß auch hier gerade an dem Rhein das Siegesdenkmal aufgerichtet wurde. Er ist selbst ein Teil des Sieges, und der liederhafte, ewig junge Strom wird den hohen vaterländischen Gedanken und der patriotischen Begeisterung, die in dem Denkmal erzgegossen dastehen, immer wieder neues Leben und neue Lieder leihen."

Der Baron blickte sinnend in die Ferne.

„Wir müssen bald das Bild der Germania vom Niederwald herunterwinken sehen", meinte er.

„Ich hatte den Rhein damals, als wir hinübersetzten,

zum erstenmale gesehen, wenn ich auch schon viel von ihm gehört und viel von ihm gesungen hatte", sagte Hans Werner, der wie ein Familienglied mitsprechen durfte. „Aber ich muß sagen: auch mich faßte die Begeisterung, als ich ihn sah. Ich wischte die Thräne ab, die mir noch von dem Abschied von meiner Mutter an den Wimpern hing und faßte mein Gewehr fester an, mir innerlich gelobend: „Dich sollen sie nicht haben, Dich, den freien deutschen Rhein".

„So wie ich, der ich ja nur ein blutjunger Rekrut war, dachten alle. Ich sah es ihnen an. Hinter dem Rhein wurde keine Thräne mehr geweint. Vielmehr wuchs dort nur noch die Begeisterung, und zwar in demselben Maß, wie aus dem ganzen deutschen Vaterlande hier ein Heerhaufen, dort ein Heerhaufen zu dem großen einigen Heere zusammenkam. Jeder brachte sein Teil Begeisterung mit und das floß zusammen zu einem mächtigen Strom. Wir fühlten uns in unserer Vereinigung groß, stark, unüberwindlich."

„Ihr seid ein wunderbares Volk, ihr Deutschen", sagte die Frau Baronin. „Bald seid ihr ein Bild der Uneinigkeit, dann vereinigt euch wieder ein Gedanke, eine Idee; bald erscheint ihr als Kinder an Weichheit und Einfalt, dann aber wieder als die einsichtsvollsten, thatkräftigsten Männer; bald seid ihr Schwärmer und Träumer, dann wieder ein Volk von Helden. Eure Feinde werden euch stets unterschätzen, aber ihr werdet sie stets besiegen."

„Ich kann es gar nicht leiden, daß Du Dich immer noch wie auch Dein Vater als Ausländer betrachtest", erwiderte der Baron. „Ihr seid ja eigentlich ein urdeutsches, altes Geschlecht und es sind nur damals eure Besitzungen wie einst ganz Lothringen in den Besitz Frankreichs

gekommen, als es Lothringen nahm und den Elsaß raubte. Ihr selbst aber seid geblieben, was ihr waret. Jetzt sind nun eure Besitzungen mit samt Lothringen wieder deutsch geworden. Du selbst hast einen deutschen Mann und deutsche Kinder. Warum willst Du noch immer die Französin spielen? Ich hoffe, daß die Germania, die dort — sehet ihr? — sichtbar wird, auch über Dich die siegende Hand ausstrecken wird, daß wie Du deutsches Blut in den Adern hast, Du auch fürderhin Dich als Deutsche fühlst, denkst und nennst."

Die Antwort der Baronin ging in dem Hurrageschrei, das bei dem Anblick des allerdings noch verhüllten Denkmals erschallte, verloren.

Der altberühmte Rhein- und Weinort Rüdesheim, der am Fuße des Niederwaldes liegt, war an diesen Tagen von den aus Nah und Fern, aus allen Gegenden Deutschlands herbeiwallenden Patrioten und Gästen so überfüllt, daß es vielfach hieß: „Es ist kein Raum in der Herberge".

Nur mit Mühe und Not konnten der Baron und seine Familie in einem schon außer der Stadt gelegenen, zweistöckigen Häuschen ein Unterkommen finden, wo sie den unteren Stock erhielten. Die Hausleute hatten sich unter das Dach einquartiert. Der zweite Stock des Hauses war von zwei Franzosen besetzt.

Hans Werner mußte sich um ein besonderes Logis umsehen.

Er ging zu dem Zweck in dem Städtchen ziemlich planlos umher. Es eilte ihm nicht allzusehr. Für seine bescheidenen Ansprüche dachte er immer noch einen Unterschlupf zu bekommen. Ihn interessierten vielmehr die Menschenmassen, die aus allen Gauen des deutschen Vater-

landes zusammenströmten und die oft sonderbare Weise, in welcher die liebe Muttersprache von den verschiedenen Stämmen gehandhabt wurde. Hier und da wurden ihm auch im freudigen Willkommsgruß von alten Kriegsgefährten herzlich die Hände gedrückt und er konnte nur mit Mühe der Einladung zu einem fröhlichen Trunk in köstlichem Rüdesheimer entgehen. Doch ganz ziellos war er nicht, er hatte ein Ziel, wenn er es sich auch nicht selbst zugestehen wollte. Ihn drängte es, etwas über die Familie des Johann Adam Holz zu erfahren und sie womöglich zu sehen und zu sprechen.

Statt auf diese, traf er jedoch unvermutet auf ein ihm ebenso bekanntes Gesicht aus Schmalzhausen, auf den neugewählten dortigen Bürgermeister, auf den Schmidtlips.

„Nun, wo kommen Sie denn her?“ rief er. „An Sie hätte ich nimmer gedacht. Hatten Sie denn schon früher die Absicht, hierher zu reisen?“

„Ah bah. Es wäre mir im Traume nicht eingefallen“, erwiderte dieser. „Ich hätte ja recht gern mir einmal alles angesehen. Ich habe auch meinen Patriotismus. Aber unsereiner hat kein Geld für solche kostspieligen Touren.“

„Nun, Sie sind aber doch gekommen?“ fragte Werner.

„Das hat seine Gründe“, antwortete der Bürgermeister. „Allein wir können das nicht auf der Straße erörtern. Dort ist, wie ich aus früherer Zeit weiß, eine Straußwirtschaft, das heißt ein Haus, wo einer seinen eigenen Wein verzapft. Dort finden wir einen guten Schoppen und wohl auch ein ungestörtes Plätzchen zum Plaudern.“

Die Wirtschaft war besetzter, als sie gedacht hatten. Aber man ist mitten unter einer Menschenmenge oft am meisten allein. Unter dem Gesumme der anderen ver-

hallen die eigenen Worte. Und diese fremden Gesichter hatten sicherlich kein Interesse und kein Verständnis für Schmalzhausener Dorfgeschichten. So erzählte der Schmidtlips frisch darauf los, daß merkwürdige Gerüchte sich in Schmalzhausen verbreitet hätten. Der schwarze Pariser, hieße es, würde hier mit seiner Bande ein Attentat auf den Kaiser und die Fürsten unternehmen; mein Nachbar, der Schmalzbauer Holz, aber hätte einen Brief von ihm erhalten, worin ihm versprochen wäre, daß er sein Vermögen wieder bekommen würde, wenn er das Nationaldenkmal helfe in die Luft sprengen und noch mehr dabei. Es würden von dem französischen Grafen und anderen Franzosen ganz ungeheure Summen bezahlt, wenn ein großer Schlag der Art geführt würde.

„An der ganzen Geschichte", fuhr der Bürgermeister fort, „ist natürlich kein wahres Wort, als daß wahrscheinlich ein Brief von dem Pariser an den Schmalzbauern gelangt ist. Wenigstens behauptet es der Briefbote, der seine Handschrift kennen will. Nun kam die immerhin rätselhafte Reise des Schmalzbauern hinzu, die jedermann auffällig sein mußte, wer ihn kannte und ebenso die Befürchtung, daß die Franzosen nicht so geduldig das Denkmal würden einweihen lassen und die Verbindung des Pariser mit dem französischen Grafen, und siehe da, das Märchen war fix und fertig."

„Hören Sie einmal, Herr Bürgermeister", meinte Werner, „da könnte doch mehr dahinter stecken, als Sie glauben. Der Pariser ist ein intriguanter, verwegener Mensch und hat den Schmalzbauer Holz schon mehr zu Thorheiten verführt."

„Das ist es auch, was mich hierhergetrieben hat, die Furcht, der Pariser könnte meinem Nachbar wieder einen

Streich spielen, der den armen Mann noch in größeres Unglück bringen könnte, als er schon darinnen sitzt", sagte der Bürgermeister. „Sie müssen wissen, der Pariser hat es auf die Tochter des Bauern abgesehen. Das kann Ihnen doch auch nicht gleichgültig sein, Herr Werner."

Hans Werner wurde feuerrot, halb aus Verlegenheit, halb aus Zorn über den anmaßenden Schurken, der seine Augen zu seiner verlobten Braut erhob. Seine Zähne knirschten. Seine Muskeln spannten sich. Er nahm sich im stillen vor, kein Logis zu suchen, sondern den Aufenthalt der Familie Holz auszukundschaften und über das Kleinod seiner Seele zu wachen, wie ein Geiziger über seinen Schatz.

„Aber, sagen Sie, Herr Bürgermeister, wie kommen Sie zu dieser Sorgfalt für Ihren Nachbar, der doch Ihr Todfeind ist?"

„Das mag er halten wie er will. Ich habe ihn noch nie gehaßt, sondern unser Verhältnis aus dem Grunde meiner Seele betrauert. Ich hätte ihm fürwahr ohne Neid das Bürgermeisteramt gelassen. Jetzt aber, da er im Unglück ist und neue Gefahren drohen, soll ich ihn im Stiche lassen, muß ich nicht jedes Opfer bringen, um ihn zu retten?"

„Sie sind ein Ehrenmann, Herr Bürgermeister."

„Ach, lassen Sie das, Herr Werner! Helfen Sie mir vielmehr, den Pariser ausfindig machen!"

„Warum den Pariser? Warum nicht den Schmalzbauer Holz und seine Familie?"

„Weil ich ihm das gestohlene Geld abnehmen und ihn unschädlich machen möchte, ehe er Unheil anfängt."

„Ich bin dabei", rief Hans Werner, dem Bürgermeister die Hand bietend.

„Ich bin auch dabei", rief eine bekannte Stimme hinter ihnen. Als sie sich erstaunt umwandten, sahen sie dort den Schmalzbauer Holz stehen, der ein sehr ergriffenes, bleiches Gesicht zeigte. Er hatte in einer Ecke gesessen und seine beiden Landsleute eintreten sehen und war, als sie so eifrig im Gespräche waren, in ihre Nähe geschlichen und hatte den letzten Teil ihrer Unterredung mitangehört.

„Hier ist meine Hand, Nachbar", sagte er zu dem Bürgermeister. „Ihr verstehet, einem feurige Kohlen auf das Haupt zu sammeln. Auch Du, junger Held", sagte er zu Werner, „gib mir Deine Hand. Ich halte sie wohl nicht zum letztenmal."

Was war das? War das noch der alte Schmalzbauer Holz? Welches Wunder hatte da stattgefunden? Den jungen Mann ergriffen selige Hoffnungen auf die Zukunft.

Der Bürgermeister schüttelte höchst verwundert seinen klugen Kopf. Die freundliche Gesinnung, welche er eben ihm gegenüber ausgesprochen, hatte diese Umwandlung nicht gewirkt, dafür war er zu hart und zu zähe. Hier mußte mächtigere Einwirkung geschehen sein.

„Ihr habt etwas erlebt, Nachbar?" fragte er den Schmalzbauer.

„Ja, aber nichts Schlimmes. Ich erzähle es später. Wir müssen vor allen Dingen den Pariser aufsuchen. Ich habe jetzt selbst Angst vor ihm."

„Wollen Sie mich nicht auch mitnehmen?" fragte ein Mann, der ihnen vor die Thüre gefolgt war. „Ich habe ihre Unterredung mitangehört und halte diesen schwarzen Pariser für einen gefährlichen Menschen. Ich gehöre zur geheimen Polizei."

Er knöpfte seinen Zivilrock auf und zeigte ihnen seine Abzeichen.

11.

Die Niederwaldfeier am 28. September 1883.

Der Tag des Festes hatte mit Regen begonnen und alle Wetteranzeigen deuteten auf viel Regen. Es war, als hätte Frankreich, zu ohnmächtig, seine Wut selbstthätig auszulassen, sich mit Wolken und Westwind verbunden, um den Deutschen wenigstens die Festfreude an ihrem Ehrentage gründlich zu verwässern und zu verderben. Schwarze, schwere Wolkenmassen ballten sich über dem finsteren Soonwalde und dem Hunsrücken zusammen und sahen so drohend nach dem riesenhaften Bild der Germania, als wollten sie es noch in letzter Stunde vernichten. Aber dieses schaute mit siegender Erhabenheit fest und ruhig in das Wetter hinein.

All das Dräuen da drüben war nur Ohnmacht, Nebel und Schein, das wahre Größe und Kraft nicht anfechten konnte. Ihr großes, sieghaftes Auge leuchtete nicht einmal auf in Zornesblitzen, ihr friedlich gesenktes Schwert erhob sich nicht. Und drunten ihre Söhne kümmerten sich auch nicht um den niederprasselnden Regen. Das Fest nahm seinen ruhigen Verlauf.

Keine Fahne, kein Laubgewinde, kein Blumenkranz wurde deswegen zurückgezogen; kein Verein, keine Deputation, kein Festgast war erschienen, der deswegen zurückgewichen wäre. Die Fürsten des Reiches sammelten sich auf dem Festplatz, und die Generäle und Führer des großen Krieges, und unter ihnen am prächtigen Kaiserzelt stand er selbst, wie immer treu, schlicht, einfach und gottesfürchtig, der große Heldenkaiser der Deutschen: Kaiser Wilhelm.

Damals wußte man es noch nicht, welcher Gefahr er und seine Umgebung während seiner Auffahrt nach dem Niederwald ausgesetzt gewesen war. Als man es später erfuhr, hat noch nachgehends die ganze Nation gezittert vor dem schrecklichen Mordplan, den ruchlose Hände dem teuren Leben bereitet hatten, und Gott laut gepriesen für seine gnädige Fürsorge und seinen allmächtigen Schutz.

Es schien, als seien alle Dämonen der Finsternis losgelassen worden, um das lichte Werk dieses hohen Tages zu stören. Wer weiß, wie viel Unheil noch im stillen gebrütet worden ist, das schon durch die Rettungshand Gottes in der Geburt erstickt, für hier unten immer verborgen bleiben wird, bis es der jüngste Tag, der Tag der Rechenschaft, an das Licht ziehen wird.

Aber gerade dadurch, daß an unserem Festtage alle jene Angriffe teuflischer Bosheit und wahnsinniger Verblendung gleich abgematteten Pfeilen vor einer Felsenburg wirkungslos in sich zusammensanken, wie auch die Sonne zuletzt die störenden Regenmassen zerteilte und durch den dunkelen Wolkenschleier siegreich durchdrang und das enthüllte Siegesdenkmal fast blitzartig beleuchtete, so empfing heute nicht blos „der Sieg“ seine Weihe für die Vergangenheit, sondern auch wie durch höheren Willen für die Zukunft, und wurde dieser vergangene und zukünftige Sieg erzgegossen an unser Bildnis angehängt, so daß die sieghafte Germania mit lauter vernehmlicher Stimme predigt: Alles jenes lichtscheue, heimlich wirkende, Zwietracht und Verderben säende Wesen wird vor dem Hohen, Herrlichen, Lichten, Göttlichen des deutschen Volksgeistes keinen Bestand haben, so wenig wie draußen der Feind vor seinem tapferen Schwerte. Hier steht Deutschlands guter Geist, hier steht Deutschlands Sieg gegen innere und äußere Feinde.

Weich' Gewürme, fleuch't ihr Schatten,
Feindeshände mög't ermatten,
Häufet ihr auch Krieg auf Krieg,
Wir häufen drauf nur Sieg auf Sieg.
Deutsches Herz und deutsches Blut
Spricht für den Sieg der Sache gut.
Lieb' Vaterland magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Es war ein großer, heiliger Augenblick, wie ihn nicht viele Menschen erleben werden, als nun der greise Kaiser seine Weiherede mit den denkwürdigen Worten schloß: „Den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den kommenden Geschlechtern zur Nacheiferung. Das walte Gott!“ und von dem Denkmal jetzt die letzte Hülle fiel und ein Kanonenschuß vom Niederwald und ein Musiktusch es rings verkündete und drüben vom Rochusberge eine dort aufgestellte Doppelbatterie mit dröhnendem Donner das Standbild begrüßte und drunten im ganzen Rheingau die Kirchen und Dome mit feierlichem Glockengeläute miteinstimmten und droben auf dem Berge und drunten im Thale und auf den dreißig Dampfern, die auf dem Rheine lagen, sich der viel tausendstimmige Gesang erhob: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“, und nun mitten hinein in diese höhere Begeisterung als ein Beifallszeichen des Himmels der langersehnte Sonnenstrahl kam, und die Helden und den Kaiser und das Standbild hell beleuchtete, während rings noch schwere Wolkenballen auf den Bergen und Wäldern hingen.

In diesem Augenblick wurde dem leblosen Standbild, der „erzgegossenen Wacht am Rheine“ der lebendige Inhalt, die Seele eingegossen in einem höheren Maße, als es der Erbauer derselben je vermocht hätte, ein Lebensodem, den jeder empfindet, der zu ihm aufsteigt und der ihm bleiben wird bis zu den fernsten Geschlechtern.

Der Augenblick erfaßte jeden. Der Kaiser umarmte den Kronprinzen und die Fürsten, und die Hohenzollernprinzen küßten dem verehrten Oberhaupte die Hand. Fast noch nie hat sich Fürst und Volk und Volk und Fürst so eins gefühlt. Durch alle Herzen gingen die Wogen höchster Begeisterung: „Deutschland, Deutschland über Alles", und die stolze Gewißheit: „Sieg der guten, deutschen Sache für immer."

Auch der Schmalzbauer Holz entging nicht dem Wehen des deutschen Geistes. Bessere Vorsätze, die er schon tags vorher gefaßt hatte, wurden dort oben noch fester und edler. Er und seine Familie gehörten nämlich zu den Auserwählten, die in der Nähe des Denkmals und des Kaisers der ganzen Feier beiwohnen durften, was wegen der Enge des Festplatzes durchaus nicht allen gelang, was aber bei dem Schmalzbauern mit dem schon erwähnten Erlebnis zusammenhing.

Es scheint, daß wir es hier erzählen müssen: Der Schmalzbauer stand mit seinen Angehörigen bei seiner Ankunft in dem Bahnhofe von Rüdesheim in ziemlicher Verlegenheit, wohin er sich wenden sollte. Alles war mit neugierigen Menschen dicht besetzt. Denn man hatte, und das mit Recht, mit dem Zuge einige fürstliche Persönlichkeiten erwartet. Die mächtige Figur des Schmalzbauern und die ehrwürdige Prophetengestalt seines Vaters, zwischen denen das liebliche Mädchen sich um die greise Großmutter mühete, zog die Blicke eines der Fürsten auf sich.

Einige sagten hernach, es sei der Kronprinz, andere der Großherzog von Baden, andere ein Prinz von Bayern und noch andere ein anderer Fürst gewesen. Aber es kommt ja nicht darauf an.

Der Fürst rief einen anderen hohen Herrn herbei und sagte: „Nun sehen Sie, daß der deutsche Bauer auch so

viel Patriotismus hat, um demselben freiwillig ein Opfer zu bringen. Sie merken, ich habe Recht behalten in meinem Streite. Oder seid Ihr nicht, lieber Mann", wandte er sich an den Bauern, „mit Kind und Kegel hierher gereist, um der Einweihungsfeier des Niederwald-denkmals beizuwohnen?"

Dem Schmalzbauern wurde es schwül unter der Kappe. Er durfte sich doch nicht verraten. Er antwortete: „Ja".

„Woher des Weges?"

„Aus Schmalzhausen bei ....."

„Hm, hm, das ist ja ziemlich weit."

„Und Ihr, Alter?"

„Ha, schon bei Waterloo gedient!"

„Und der kleine Knabe?" Er strich Hanpeterchen über den blonden Lockenkopf.

„Und das alte Mütterchen?" Er klopfte auf die Schulter der Großmutter. „Recht müde geworden?"

„Und dort das Mädchen? Hat es nicht eine Ähnlich-keit mit der Germania dort oben?"

Er hatte sich wieder zu seinem Begleiter gewandt. „Das sind noch Bauern von echtem Schrot und Korn. Ein solcher Bauer würde niemals sein Vaterland verlassen und nach Amerika auswandern. Er hängt mit Leib und Seele an seinem Haus und Hof. Bei ihm herrschet noch Brauch und Sitte, Treue und Glauben."

Wie schlug dem Verräter — dem doppelten Verräter, dem Verräter am Vaterland, dem Verräter an Weib und Kind bei dieser Rede das Herz wider die Rippen. Es war ihm manchmal unter den lobenden Worten des hohen Fürsten, als stünde er völlig nackt da und jeder könnte ihm durch und durch in das erbärmliche Verräterherz blicken. Schon seit er unterwegs war, war es ihm nicht recht geheuer. Jetzt hätte er vor Scham in den Boden sinken mögen.

„O, ihr habt nicht nötig, so schüchtern zu sein", beruhigte ihn der Fürst. „Ihr sollet auch nicht umsonst hierhergekommen sein. Ihr sollet etwas sehen."

Es war den Bemühungen des edlen, leutseligen Fürsten zu danken, der den Bauer nicht vergessen hatte, daß er den anderen Tag den guten Platz dort oben auf dem Niederwald erhielt.

Eben, als der Fürst den Schmalzbauern in dem Bahnhofe verlassen wollte, war ein älterer, schmaler, aber vornehmer Herr zu ihm getreten, der das Deutsche nur sehr gebrochen sprach, und fragte: „Sind Sie aus Schmalzhausen? Kennen Sie den Baron Bucheck und seine Familie? Wird er hierher kommen? Werden auch seine Frau und seine Kinder kommen? Kennen Sie den Hans Werner? Kennen Sie den kleinen Künstlerjungen?"

Wenn der Schmalzbauer schon Angst vorher ausgestanden hatte, jetzt stand er Todesangst aus. War das nicht der französische Graf, der ihm sein Gut abgekauft hatte? O, wenn derselbe nach seinem Namen fragte — wenn derselbe ihn verriet, daß er nach Amerika gehen wollte.

Zum Glück wurde er durch die herauswogende Menge von ihm getrennt. Aber nun waren andere, die gleich dem Fürsten es ihm hoch anrechneten, daß er als Bauer mitten in der Arbeit von weit her mit der ganzen Familie zu dem Feste gekommen war, die sich mit ihm in die Fürstengunst teilen wollten.

Der Bauer wurde eine Art Held des Tages. Man zog ihn mit in einige Weinhäuser. Aber während ihm dort von allen Seiten Trinksprüche und vaterländische Reden entgegenklangen, saß er auf heißen Kohlen. Wenn jetzt der schwarze Pariser käme und ihn bloßstellte.

Um Gotteswillen, wenn jemand seine eigentlichen Absichten erführe. Würde man ihn nicht steinigen? Das mußte anders werden, das konnte so nicht bleiben.

War es keine Möglichkeit, sich frei zu machen von diesem Menschen, diesem Räuber, diesem Teufel?

Hier in dieser vaterländischen Luft sah der Bauer zum erstenmal, aber zugleich in greller Beleuchtung, die ganze Schlechtigkeit dieses Mannes, der ihn nach und nach in seine Gewalt bekommen hatte und die Grundursache seiner infamen Lage, seiner Gesinnungslosigkeit, seines Unglückes war. Er fühlte mehr, als daß er klar darüber dachte, aber er fühlte es mit völliger Gewißheit, wie derselbe in Zukunft drüben in Amerika ihn noch mehr knechten, ihn noch willenloser, noch jämmerlicher machen würde.

Der Schmalzbauer begann sich selbst zu fragen. Durfte er der Sklave eines Verbrechers werden und seine Familie seinen gewissenlosen Händen überantworten? Mußte er nicht lieber sein ganzes Vermögen aufgeben? Ach, sein schönes, schönes Haus und Gut. Jetzt noch nicht einmal ein Ersatz für dasselbe! Alles, alles verloren wie ein Handumdrehen, um ein Nichts. O, über seine Dummheit! Er saß schon lange trübselig allein vor seinem Schoppen. Hin und wieder fiel eine Thräne ohnmächtiger Wut in das Weinglas. Der harte, stolze Schmalzbauer weinte. Es war ein heißer Kampf der neuerwachten Ehrenhaftigkeit seines Wesens mit dem eingefleischten Eigennutz und dem ihn begleitenden Schmutz der Gesinnung.

Horch, da hörte er bekannte Stimmen. Er mußte lauschen, was sie sprachen. Er vernahm ihre wohlmeinenden Reden. Es waren freilich seine Todfeinde, der Schmidtlips und Hans Werner, aber diese Leute hatten es gut mit ihm gemeint und er hatte sich dem fremden ausländischen Schurken anvertraut. Die edlen Worte der Männer fielen auf einen aufgelockerten Boden. Des Schmalzbauers Stunde war gekommen. Die deutsche Ehrlichkeit und Mannhaftigkeit seiner innersten Natur

siegte über Falschheit und Lüge. Das Wunder begab sich. Der Schmalzbauer Holz reichte dem Schmidtlips und dem Hans Werner die Hand. War es nicht schon eine Einwirkung jener überall siegreich waltenden Germania?

Nun hatte freilich ihr gemeinschaftliches Suchen an jenem Abend nach dem schwarzen Räuber und Schwindler keinen Erfolg, aber trotzdem, daß das Geld verloren zu sein schien, wurde der Schmalzbauer nicht wieder wankend. Und dort oben auf dem Niederwald rang sich sein Herz unter jener erhebenden Feier immer höher, immer freier.

Aber während der Vater noch mit den Mächten fremden Einflusses rang, stand der Sohn, der Vertreter der Zukunft des Geschlechtes, mit reiner, heller Stirn und jugendfrischer Begeisterung den Ereignissen gegenüber und weinte, von der Gewalt des großen Momentes und von der Herrlichkeit des Kunstwerkes ergriffen.

Das Alter aber, die vergangene Zeit, nahm Abschied. Der alte Großvater kam sich vor wie Moses, wie er auf dem Berge Nebo stand und in das gelobte Land hineinblickte, das er nicht erreichen sollte. Als er das herrliche, nicht umsonst so laut gepriesene Rheingau wie ein gesegneter Gottesgarten von seinem hohen Standorte aus in seinem Schmucke, seiner Pracht vor sich liegen sah, meinte er, so schön habe er sich das deutsche Land nimmer gedacht, und als er das großartige Standbild erschaute und den Kaiser und die Großen des Reiches, da überkam ihn eine Ahnung, wie riesenhaft die Entfaltung der Macht Deutschlands nach allen Seiten hin in den letzten Jahrzehnten gewesen. Er sagte: „Ich kann gehen, ich habe einen Blick in die Herrlichkeit der deutschen Zukunft gethan.“

In den Zelten unten am Rhein ging es fröhlich her. Dort saß auch der Schmalzbauer mit seiner Familie. Die Fröhlichkeit jedoch erlitt plötzlich eine Störung durch eine

Dynamitexplosion, die später bekannt genug geworden ist. Dieselbe verursachte aber im ganzen mehr Schrecken, als Verluste. Menschenleben waren ja nicht zu beklagen. Die Verheerung geschah meistens in den aufgehäuften Eßwaren des Wirtes. Indessen waren die Menschen in der ersten Panik bald da=, bald dorthin gerannt, und hatten sich vielfach untereinander verloren.

So war es auch dem Schmalzbauer mit seinen Leuten gegangen. Er setzte sich übrigens wieder ruhig hin und dachte, sie mögen sich bei mir zurechtfinden. Und so geschah es auch. Sie kamen allmählich herbei, bis auf Annelies, deren Ausbleiben, zumal es dunkel wurde, allen Gedanken und Sorgen zu machen anfing.

Siehe da kam in eiligem Schritt und erschreckter Miene der Schmidtlips suchend daher, und als er den Schmalz=bauer erblickte, sagte er vorwurfsvoll: „Ihr sitzt hier ruhig, während eure Tochter von dem schwarzen Pariser entführt wird?“

Der Schmalzbauer war wie vom Donner gerührt. Er erschrack mehr, als bei der Dynamitexplosion. Er kannte die Pläne und die Ruchlosigkeit des Schurken.

Augenblicklich stand er an der Seite Schmidtlipsens zur Verfolgung bereit, allein er war blaß und zitterte.

„Verhaltet Euch nur etwas ruhiger, Schmalzbauer“, sagte der Schmidtlips. „Ich habe einen auf ihre Fährte geschickt, der sie entdecken wird und nicht verläßt, Hans Werner. Auch ist die Polizei bereits benachrichtigt.“

Wenn auch die drei Verbündeten und die Polizei den Abend vorher nichts von dem schwarzen Pariser gemerkt hatten, hatte sie dagegen der gewandte Gauner nicht aus den Augen gelassen. Er hatte den Schmalzbauer aufsuchen wollen, war aber durch dessen Begleitung, die er noch rechtzeitig bemerkte, argwöhnisch geworden. Er ruhete nun

nicht, bis er sich Aufklärung verschafft und die Pläne derselben erlauscht hatte.

Er nannte nun von seinem Standpunkte aus den Schmalzbauer Verräter und schwur schreckliche Rache. Kein Pfennig seines Geldes sollte je wieder in seine Hand kommen. Dagegen sollte seine Tochter sein werden unter jeder Bedingung.

Als nun die erwähnte Dynamitexplosion stattfand und das Mädchen entsetzt mit dem großen Haufen aus dem Zelte rannte, benutzte der bereits auf der Lauer liegende und auf einen günstigen Augenblick zur Ausführung seiner finsteren Pläne harrende Räuber mit rascher Geistesgegenwart die Gelegenheit, griff unversehens nach ihrer Hand und führte die in ihrer Angst völlig Willenlose in eine von der ihrigen weit entfernte, ihr ganz und gar unbekannte Wirtschaft.

Annelies sah sich erst dort nach ihrem Begleiter um, aber war ihr Entsetzen groß gewesen, jetzt wurde es erst groß, als sie den schwarzen Pariser erkannte. Sie wollte lautschreiend entfliehen. Aber der schlaue Schurke sagte mit demütig zerknirschter Miene und Stimme: „Wollen Sie mir die einzige Gelegenheit rauben, mein begangenes Unrecht wieder gut zu machen? Ich kann mich vor Ihres Vaters Augen nicht sehen lassen, aber Sie sollen die Hand sein, um ihm das verlorene Geld wiederzubringen."

Annelies blickte freudig auf. Der glatte Bösewicht hatte verstanden, ihr Zutrauen wie mit einem Schlage zu gewinnen. Sie setzte sich sogar auf sein Zureden, um seine Auseinandersetzung mitanzuhören. Nun erzählte er ihr eine fast nicht enden wollende Geschichte von seiner unschuldigen Polizeiverfolgung, in welcher er als das reine Opfer ungünstiger Verhältnisse erschien. Er log so geschickt und spannend, daß er das Interesse des unerfahrenen Mädchens, das ihm alles glaubte, in hohem Grade erregte.

Zuletzt wurde sie doch ungeduldig.

„Ich kann mich nicht herauswagen bis es dunkel ist", sagte er entschuldigend.

Ein gewisses Mißtrauen gegen ihn wollte wieder bei dem Mädchen aufsteigen. Allein er sagte: „Wenn ich keine redlichen Absichten hätte, wäre ich jetzt schon in Amerika. Warum habe ich Sie denn aufgesucht, wenn ich nicht alles gut machen wollte? Aber ich habe das Geld nicht bei mir. Sie müssen darum noch ein wenig warten und mit in mein Logis gehen, um es dort in Empfang zu nehmen."

Dem Mädchen wurde es bitter Angst, aber um ihres Vaters willen, dem sie mit dem Gelde die höchste Freude zu machen hoffte, bezwang sie ihr Bangen. Als es dunkel war, folgte sie dem verdächtigen Menschen mit einem wahren Heldenmute.

Da sah sie der Schmidtlips und er erkannte zugleich den schwarzen Pariser, aber ehe derselbe sich über dieses Zusammengehen von seinem Staunen erholte, hatte der schlaue Gauner, der auch ihn bemerkt hatte, mit seiner Begleiterin sich bereits in der Menge verloren.

So führte denn der französische Schwindler das durch heimliche Angst und Verlegenheit ganz wirre Mädchen nach dem Rhein. Er wollte sie jenseits in Bingen auf die Eisenbahn bringen, um in das nahe Frankreich zu gelangen, um von dort dann seine Flucht weiter fortzusetzen. „Wir müssen über den Rhein", sagte er. „Drüben ist meine Wohnung. Ich hatte hier keinen Platz mehr finden können". Er drängte sie in einen Kahn. Das Mädchen wehrte sich jedoch und stieß einen Hilfeschrei aus. Allein es half ihr nichts. Der Kahnführer war mit im Bunde und bestochen. Er stieß sein Fahrzeug in die Wellen hinaus, wo der schwache Hilferuf des Mädchens in dem auf beiden Ufern herrschenden Lärm und in dem Rauschen des Flusses verhallte. Der Entführer triumphierte.

Doch es war zu frühe. Das Verhängnis war demselben näher, als er ahnen konnte. Die Verfolger hatten ihn bereits entdeckt, zuerst Hans Werner, der den Hilfeschrei Anneliesens aus Tausenden heraus erkannt hätte, und dann die anderen. Man suchte nun nach Kähnen.

Endlich hatte man sie und endlich fuhren dieselben ab, in dem einen die Polizei, in dem anderen der Schmalzbauer, der Schmidtlips und Hans Werner. Den Plan des Entführers durchschauend, wünschte man ihm den Weg nach Bingen abzuschneiden, aber die Dunkelheit hinderte am Manövrieren. Sowohl der Verfolgte, wie die Verfolger fuhren ohne Licht. „Am Ende entrinnt er doch", verzagte der Schmalzbauer.

Siehe, da blitzte es auf, tageshell oben am Niederwalddenkmal und warf einen Schein zu den dunkelen Wolken hinauf und zu dem dunkelen Flusse hinab.

„Das hätte bleiben sollen", sagte der Schiffer, „dann hätten wir ihn bald gehabt. Er ist nicht weit vor uns. Ich habe ihn gesehen".

Wie der Schiffer gewünscht hatte, so geschah es. Auf einmal leuchtete dasselbe Licht, aber immer heller und wunderbarer, um nicht wieder so bald zu verschwinden.

Zwei elektrische Sonnen, die in den Festplan gehörten, erschienen und ließen das Standbild in blendender Weiße erscheinen, daß die Welt unten in hellem Jubel aufjauchzte und wieder tausendstimmig die „Wacht am Rhein" zu singen begann.

Nur die Verfolger dort auf dem Rheine hatten anderes im Auge, eine andere Germania. Ein Lichtschein von droben spiegelte in den plätschernden Wellen.

„Jetzt haben wir sie", schrieen die Schiffer.

Der Lichtschein der Germania kam über den verbrecherischen Halbfranzosen wie das Gericht Gottes. Mit

raschem Blicke übersah derselbe sein Verderben. Er erkannte den Schmalzbauern, den Schmidtlips, den Hans Werner und die Polizei.

„Schmalzbauer, halte mir die Verfolger vom Leibe, dann sollst Du Geld und Tochter wieder haben. Im anderen Falle liegt Dein Geld und Deine Tochter im Rheine“, rief der schwarze Pariser mit gepreßter Stimme.

„Auf den Schurken!“ war die Antwort des Schmalzbauern.

Da klatschte etwas in den Rhein.

Es war das Geld. Zugleich stürzte sich der Räuber wie ein Wütender auf das Mädchen, um es mit sich in die Wellen zu ziehen. Aber sein Kahnführer, der jetzt erst den Charakter seines Verführers erkannte, wehrte. Es entstand ein gefährliches Ringen in dem schwankenden Fahrzeug. Doch es naheten die Helfer. Ein Jubelruf und weinend lag Annelies in den Armen Hans Werners.

Blitzende Wut leuchtete aus dem schwarzen Auge des ohnmächtigen Pariser.

Eine plötzliche Dunkelheit entstand. Die Sonnen waren nahe am Erlöschen. Aber das Dunkel war nur für einen Augenblick. Noch einmal leuchtete das Licht hell auf an dem Denkmal, am Himmel und auf dem Rhein. Als die Augen aller Beteiligten jetzt nach dem Halbfranzosen suchten, war er verschwunden.

Der Rhein hatte den freiwillig seinen Tod Suchenden aufgenommen. Wohin ihn die Wellen des Rheines geführt haben, wer weiß es. Er ist nicht mehr zum Vorschein gekommen.

Der Lichtschein der Germania hat ihn gerichtet.

12.

Ein rechtzeitiger Zeitungsartikel.

Der Baron und seine Familie hatten köstliche Tage verlebt in der Begeisterung der erhebenden Feier und im Wiederfinden von alten, lieben Freunden und Bekannten. Nur eine stille, süße Hoffnung, welche der Baron heimlich gehegt hatte, war nicht in Erfüllung gegangen. Er hatte gewähnt, seinen Schwiegervater dort zu finden und eine Versöhnung mit ihm anbahnen zu können in dem mächtigen Eindruck des Festes, aber scheinbar hatte er sich getäuscht.

Die Gatten sprachen von der Abreise. Man saß beim letzten Frühstück in Rüdesheim. Dasselbe war eben zu Ende. Die Kinder gingen zum Spiel vor die Thüre. Da wurde es plötzlich lebendig und laut droben bei den beiden Franzosen. Weder der Baron, noch seine Frau hatten bis dahin einen derselben erblickt.

Jetzt wurden dieselben verhaftet an ihren Fenstern vorübergeführt.

„Mein Vater, mein Vater!“ rief die Baronin. „O, Mann, lieber Mann, gehe hin und rette meinen Vater!“

Der Baron hatte schon nach seinem Hute gegriffen, um, so gut es ging, nachzueilen.

Als er draußen an seinen Kindern vorüberkam, hatte eines derselben ein Schriftstück in der Hand. „Einer der Männer“, wie es sagte, „hatte es fallen lassen.“

Der Baron nahm dasselbe an sich. Er erkannte die Handschrift seines Schwiegervaters. Es war ein Zeitungsartikel, an den „Temps“, eine französische Zeitung, gerichtet über die Niederwaldfeier.

Der Baron las mit wachsender Verwunderung. Er konnte sich fast nicht trennen von dem Artikel. Seine Frau mußte ihn drängen, daß er vorwärts eilte.

Als er auf die Polizei kam, fand er seinen Schwiegervater unter der Anklage politischer Umtriebe, und unter dem Verdacht, an jener schon öfters besprochenen Dynamitexplosion teilgenommen zu haben. Der Baron war im höchsten entrüstet.

„Lesen Sie diesen Artikel", rief er, „und dann sagen Sie, mein Schwiegervater sei politisch verdächtig. Nur Unverstand oder Bosheit kann ihm etwas der Art nachgesagt haben."

„Ach, lesen Sie selbst", sagte der Polizeirat, „Sie sind der Handschrift besser mächtig."

„Ich will Ihnen nur einzelne Auszüge geben. Für mich ist der Artikel noch privatim von unschätzbarer Wichtigkeit, weil er eine gänzliche Umwandlung meines Schwiegervaters bekundet — ein Wunder, das unter dem Eindruck dieses Festes geschehen ist.

„Er schreibt hier: So hören Sie doch! „Der Kaiser war bei dem Feste der Mittelpunkt aller Blicke. In der Volksphantasie ist seine Persönlichkeit alles. Bei seinen 86 Jahren hat er einen erstaunlichen Zug von Gesundheit und Kraft, keine Spur von Ermüdung auf diesem feinen, energischen und gesammelten Gesicht. Die Haltung ist gerade und stramm. Die Physiognomie, gewöhnlich so freundlich und leutselig, zeigt in diesem Augenblick den Ausdruck tiefsten Ernstes, spiegelt einen beherrschenden und absorbierenden Gedanken wieder. Während der sehr langen Ansprache bewahrte der Kaiser vollkommene Unbeweglichkeit; keine Muskel des Gesichtes zuckte, keine Bewegung, die Ermüdung anzeigte: als oberstes Haupt der Armee gibt er seinen Soldaten das Beispiel der Unbeweglichkeit. Hinter einer Reihe von Zuschauern verborgen,

konnte ich während einer halben Stunde die Züge dieses wunderbaren Greises beobachten. Ich möchte meine Leser teilnehmen lassen an den tiefen Eindrücken, die mich erfaßten, als ich diesen Herrscher betrachtete, der den Weltfrieden in den Falten seines Soldatenmantels trägt."

„Wenn ein Franzose in solcher Begeisterung von dem Deutschen Kaiser schreibt, kann das ein Verräter sein?" fragte der Baron. „Doch hören sie weiter: „Kaiser Wilhelm kann als der Typus des glücklichen Menschen und Herrschers betrachtet werden. Er herrscht seit einem Vierteljahrhundert und hat schon um zehn Jahre das Lebensalter Ludwig XIV. überschritten. Er hat nicht nur alle seine persönlichen Wünsche erfüllt, sondern auch die Träume seines Volkes, die hundertjährigen Bestrebungen seines Staates und die traditionelle Legende seines Hauses. Er hat sein Land im tiefsten Abgrunde gesehen und er hat die Befriedigung gekostet, die für ein edles Herz die größte ist, dieses Land mit eigenen Händen auf den Höhepunkt der Macht und des Ruhmes zu bringen. Er hat Preußen besiegt, gedemütigt, zerstückelt gesehen und im Namen dieser selben preußischen Monarchie übt er jetzt die Diktatur in Europa aus. Er ist der Sohn jener Königin, die Napoleon mit Frechheit behandelte, und zweimal ist er als Sieger in Paris eingezogen. . . . .

Umgeben von der Dankbarkeit und Verehrung seines Volkes, ehrt er in sich selbst den Vollzieher der Beschlüsse der Vorsehung. Die Geschichte bietet kein anderes Beispiel eines so vollständigen, so unzerstörbaren, so heiteren Glückes dar, um so vollständiger, als das hohe Alter des Kaisers und der gegenwärtige Lauf der Ereignisse vor dem unabwendbaren Wechsel menschlicher Geschicke sichern zu sollen scheint. Die Geschichte, die allen Dingen gerecht wird, wird den ersten Deutschen Kaiser auf einen großen

Platz stellen; die deutsche Einheit ist sein Werk, und sie scheint gemacht, um auch die härtesten Proben zu bestehen.

Als der Kaiser auf der Plattform vor dem Denkmal angekommen war, entblößte er das Haupt und die Musik spielte die Wacht am Rhein. Die ganze Versammlung fällt im Chor ein, aus dem Thal und von den Höhen steigen die gewaltigen Akkorde des Nationalliedes empor, in der Entfernung von 100,000 Stimmen wiederholt. Ich leugne den Eindruck von Größe nicht, den mir diese Szene machte. Ich hatte mir nicht verhehlt, als ich hierher kam, welche Art von Empfindung ich zu beherrschen haben würde bei diesem Schauspiele, wo ich vor allem eine Lehre suchte. Aber die tiefe Bewegung, welche durch diese Menge ging, riß mich mit fort; ich sah mich einer furchtbaren Macht gegenüber, die einer einzigen Leitung folgt, die um so mächtiger ist, da sie von Überlegung und Selbstbeherrschung erfüllt ist.

Ich drängte meinen Schmerz als Franzose gegenüber diesem Triumphe zurück. Ich beneidete und bewunderte diese gewaltige Offenbarung des Nationalgefühls. Und abends, als ich ringsum mich das Nationallied begeistert von allen Lippen hörte, das emporstieg zu dem in elektrischem Lichte glänzenden Bilde der Germania, da waren meine Gedanken auf Frankreich gerichtet und ich schwieg. . ."

Der Polizeirat selbst war von dieser feurigen Herzensergießung des Franzosen hingerissen. „Nehmen Sie Ihren Schwiegervater mit. Er ist frei", sagte er. „Es muß ein Mißverständnis obgewaltet haben."

Es war ein köstliches Wiedersehen zwischen dem Grafen und seiner Tochter. Die Baronin weinte Thränen der Freude.

„Ach, Vater", rief sie, „Du weißt gar nicht, wie schwer ich unter Deiner Unversöhnlichkeit gelitten habe. Ich konnte doch nicht von meinem lieben, edlen Manne lassen. Aber

wenn Du meine stillen Thränen alle kenntest, dann begriffst Du mein unendliches Glück. O, jetzt, jetzt wird alles gut."

Dem Grafen aber tauete das alte, vereinsamte, verhärtete Herz auf, unter der Liebe seiner Tochter und bei dem fröhlichen Spiel seiner fröhlichen, frischen Enkel.

Ihm war es lange nicht so weich, so wohl gewesen um das Herz.

Zu seinem Schwiegersohne sagte er: „O, wie wahr ist Dein Brief gewesen, wie wahr jedes Wort. Wie hat sich alles und alles bestätigt! Aber wie fallen meine hohlen Überschwenglichkeiten unter der Wucht der einfachen Wahrheit. Das Ende wird sein, daß noch aus einem wutschnauben Saulus ein Paulus wird.

Ich glaube, ich werde auch noch ein Deutscher", flüsterte er ihm zu, als er beim Abschied noch einen Blick auf die Germania warf, worauf ihn sein Schwiegersohn in höchster Freude umarmte.

13.

Schluß.

Sie waren nun alle wieder in der Heimat. Bedeutende Veränderungen bereiteten sich vor, zumal für den Schmalzbauer. Sein Haus und sein Hof, worauf er einst so stolz gewesen war, lagen im Rheine. Er war arm geworden.

Doch war es sehr die Frage, ob er früher, als er noch alles besaß, nicht am Ende ärmer gewesen war, als jetzt. Statt des Verlorenen besaß er das Vertrauen und das Glück seiner Kinder, die wiedergewonnene Gemeinschaft mit seinen Eltern, die Freundschaft und den heiteren Verkehr mit seinem Nachbar Schmidtlips, die wirkliche Achtung

seiner Mitbürger, Heimatgefühl und Vaterlandsliebe und Wertschätzung des Hohen und Erhabenen. Auch betete er wieder, und wie dankbar war er für alles, was Gott ihm gab.

Ja, damals war er in seiner engen, hochmütigen, harten und verkehrten Weise der arme Reiche gewesen, jetzt war er der reiche Arme, allein er sollte auch nicht arm an zeitlichen Gütern bleiben.

Eines Tages ließ ihn der Graf zu sich kommen. Die queckſilberne Rastlosigkeit von dessen Natur erging sich jetzt darin, daß er, zur hohen Freude seines Schwiegersohnes, das alte Schloß und den alten Park in der reichsten Weise wiederherstellen ließ. Aber er hatte es auch als seine Aufgabe erkannt, alle Schädigungen, welche unter Mißbrauch seines Namens, so unschuldig er daran war, durch den schwarzen Pariser entstanden waren, wieder gut zu machen.

Dem Bäcker und Metzger Hassel war wieder das gestohlene Geld zugestellt worden, ebenso hatten die Brandgeschädigten reichlich Vergütung erhalten. Und so sagte jetzt der Graf zu dem Schmalzbauer: „Sie sind durch meinen Agenten um Haus und Hof gekommen. Ich habe die einfache Verpflichtung, Ihnen den Verlust wieder zu ersetzen. Aber Sie bekommen nicht mehr das Gut, dasselbe habe ich schon vergeben. Sie erhalten nur die Kaufsumme wieder. Ihr künftiger Schwiegersohn, Hans Werner, erhält Haus und Hofgut für seine meinem Schwiegersohne so treu geleisteten Dienste. Weiter übernehme ich die Ausbildung Ihres Sohnes Peter. Derselbe ist mit seinem Kunstwerk und seinen genialen Anlagen mittelbar schuld gewesen, daß ich den Niederwald aufgesucht und dort für meine alten Tage das verlorene Glück wiedergefunden habe.“

Der Schmalzbauer hätte vor Freude in die Kniee sinken mögen, nicht um des Geldes willen, sondern, daß seinem Stamme Haus und Hof erhalten blieb.

Ein Jahr war vergangen.

Das alte Schloß Bucheck hatte sich in jugendlicher Herrlichkeit aus den Trümmern erhoben. Auch der Park stand in früherer Pracht da. Die Herrschaften hatten bereits ihren Umzug gefeiert. In den öden Räumen erschallten jugendliche Stimmen und liefen betreßte Bedienten. In den leeren Höfen rasselten Karossen und in den Ställen stampften edle Pferde. Der Reichtum der alten Zeit war wiedergekehrt, aber nicht um selbst nur zu genießen, sondern um überall Segen zu verbreiten. Der hohe, edle Geist der Tage des Entbehrens schien nur einen höheren Aufschwung erhalten zu haben.

Selbst glücklich, strebten sie danach, andere glücklich zu machen.

Auch in dem Hause des Schmalzbauern war das Glück eingekehrt. Hans Werner und Schön-Annelies waren längst ein glückliches Paar. Der Hof aber kam in der Verwaltung Hans Werners zu neuer, höherer Blüte.

„Mein Schwiegersohn kann alles", sagte öfters prahlend der Schmalzbauer zu dem Schmidtlips, in dessen Schmiede er täglich ging. „Ich glaubte ein gewiegter Bauer zu sein, aber mein Schwiegersohn kommt über mich."

„Ja, ja, die Jugend übertrifft uns alte. Das ist das größere Vaterland und der weitere Blick", sagte lächelnd der Schmidtlips.

Sie aßen nicht mehr getrennt. Die Großeltern, das junge Paar und der Schmalzbauer und Knechte und Mägde saßen alle einig an einem Tische. Und nun war für die Herbstferien noch ein neuer Gast erschienen in dem Hanpeterchen, der aber gar kein Hanpeterchen mehr war. Denn seit er die Kunstschule in D. besuchte, war mit dem inneren geistigen Streben auch der Körper auseinander gegangen. Er war ein kräftiger, schöner Jüngling geworden, der eine große Zukunft versprach.

Von dem Grafen ging der Gedanke aus, daß sie alle miteinander den Jahrestag der Einweihung von dem Niederwalddenkmal feiern wollten. Und so standen sie richtig alle am 28. September 1884 oben vor dem Denkmal. Wie reich und gesegnet waren sie in dem Jahre geworden. Wie dankbar waren sie gegen Gott. Zugleich aber wiederholte sich bei allen der großartige, begeisternde Eindruck, den jedesmal das Denkmal macht. Es ist das Geistesrauschen, das jetzt auf dieser Höhe wehet. „Es liegt etwas Reinigendes, Erhebendes, Stärkendes in dem Anblick", meinte der Großvater.

„Sie haben recht", erwiderte der Baron. „Es ist der ewige Sieg des reinen, edlen, hohen Deutschtums über alles Niedere, Gemeine, Engherzige, Feindselige.

„Auch mich hat es besiegt", rief der Graf, „ich kann nicht mehr anders. Das Blut meiner deutschen Vorfahren rollt und wogt in meinen Adern. Auch ich will fortan Deutschlands treuer Sohn sein. Germania dort oben, ich huldige Dir."

„Heil Dir Germania!"

Wiesbaden. L. Schellenberg'sche Hof-Buchdruckerei.